

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 10

Oktober 1932

Jahrgang IX

Teufelssteine vor den Toren Breslaus

Von Dr. Will-Erich-Peuckert

Es ist bekannt, daß unser Volk auffällige Zeichen an Findlingsblöcken auf seine Art zu deuten sucht. Gewöhnlich behauptet es, der Teufel habe an ihnen seine Spuren zurückgelassen. Dergleichen Steine liegen über das ganze Land verstreut. Auch in der Nähe Breslaus begegnen uns zwei. Der eine lag in einem Erlengebüsch bei Wirrwitz, der andere bei Klettendorf. Da in den Kühnaschen Sammlungen nur der Wirrwitzer Stein zur Geltung kommt, mag es gestattet sein, die beiden Sagen noch einmal gegeneinandergestellt hier vorzubringen. Von Wirrwitz wurde Kühnau vom eifrigen Sammler Dr. Wahner erzählt: In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts noch wurde in dem Erlengebüsche, das hinter dem alten Erbscholtseigarten zu Wirrwitz liegt und jetzt den Anfang des herrschaftlichen Wildparkes bildet, eine Steinmasse gezeigt, die der Teufel vom Gipfel des zwei Meilen entfernten Zobtenberges nach einer Kirche in Breslau zu werfen versucht haben soll. Der Name der Kirche ist dem Einsender nicht mehr erinnerlich.

Als Kühnau dann die „Breslauer Sagen“ zusammenstellte, vermutete er: Es muß wohl eine der ersten Breslauer Kirchen gewesen sein, etwa die Magdalenenkirche oder der Dom. — Diese Vermutung erscheint nicht eben glücklich, denn jede der beiden Kirchen hat einen Doppelturm, und es liegt nahe, gerade den Turm als Zielscheibe des teuflischen Wurfgeschosses anzusehen. Es scheint mir besser, hier an Elisabeth zu denken. So wie die ältere und lange vergessene Sage den Turm von St. Elisabeth angibt.

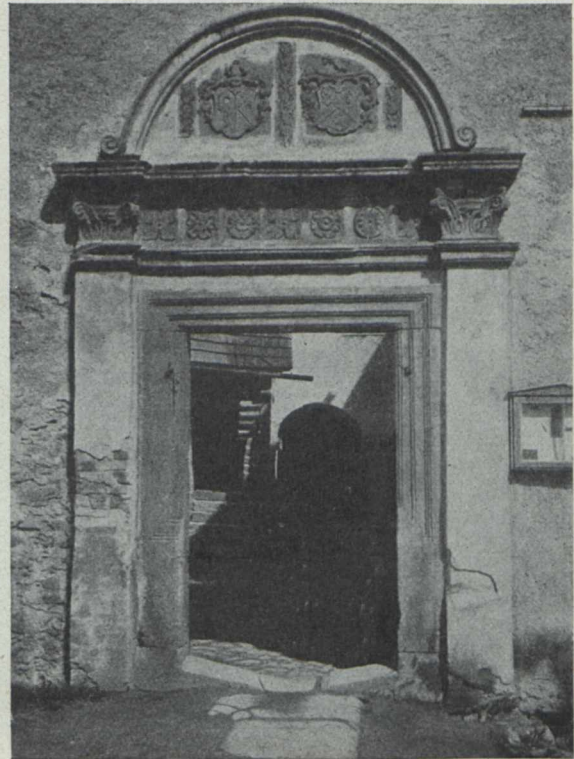
Im „Breslauer Volks-Kalender für 1846“ erzählt F. Lewald (Seite 74) eine Sage, wie sie vor länger als hundert (also nunmehr vor fast zweihundert Jahren) ein Breslauer Gelehrter in seinem Notizbuche niedergeschrieben hat:

„Bosheit, Furcht, Aberglaube und Unwissenheit in natürlichen Dingen sind wohl nicht selten die Urheber abscheulicher Märchen. Wieviel haben wir nicht Steine gesehen, in welchen sich Bilder oder Spuren zeigten, als ob ein wildes Tier mit seinen Klauen darein geraten, und ein Stück aus den Steinen oder Felsen gerissen oder gleichsam abgebröckelt hätte. Wir erinnern uns, in unserer Jugend (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) bei Klettendorf, eine halbe Meile von Breslau, unweit der von Schweidnitz führenden Heerstraße, auf einer kleinen Anhöhe einen weißgraulichten Stein, wie ein grober Marmor von ungeheurer Größe, der fast einem kleinen Bauernhause glich, vielmal gesehen zu haben, an welchem man auf der mittägigen Seite merklich tiefe Striche, als ob sie mit scharfen Klauen eingekratzt wären, deutlich wahrnahm. Das Märchen, so man davon erzählt, klang fürchterlich genug.

Es habe einmal nämlich der Satan auf dem Zobtenberge gestanden, und mit vielem Verdruß den in Breslau so prächtig und hoch aufgeführten Turm an St. Elisabeth Kirche betrachtet. Sein boshafter Neid habe ihn angereizt, dieses ansehnliche Werk zu vernichten, weshalb er jenes ungeheuer große Feldstück vom Zobtenberge voller Eifer abgerissen, und von da gegen den Turm mit der Tatze geschmissen; daß es dann geschehen, daß ihm während dem Wurf der eine Fuß entglitten, weswegen denn auch der Stein nicht weiter als auf bezeichneten Ort bei Klettendorf geflogen, und von diesem mißratenen Wurf hätten die Krallen seiner Klauen obgedachte Spuren hinter sich gelassen. Man muß sich indessen nach der Zeit vor diesem gefährlichen Steine nicht mehr so entsetzt haben, als wir wohl wissen, daß es von verschiedenen benachbarten Personen geschehen ist; indem man vor einigen Jahren (1740) diesen entsetzlichen Steinrest mit Schießpulver in kleine Stücke zersprengt und also stückweise an einen andern Ort zu führen versucht hat. Das wirklich Wunderbare und einiger Betrachtung Würdige bei diesem Steine war, daß auf viele Meilen in der Runde herum keine dergleichen Steinstücke anzutreffen sind; auch der Stein selbst, ohne einen besonderen felsigen Grund, ganz frei und platt auf dem Acker gelegen, als ob er durch Menschenhände auf seine Stelle gebracht worden wäre, wenn seine Größe nicht gar so außerordentlich.“

So weit der ungenannte Gelehrte des 18. Jahrhunderts. Wir haben keinen Grund, an seiner Mitteilung zu zweifeln; im Gegenteil, er spricht aus eigener Kenntnis; er hat den Stein in seiner Jugendzeit gesehen und er erzählt die Sage als ein Beispiel des Aberglaubens, der unter dem naiven Volk im Schwange sei. Der Klettendorfer Stein und die von ihm berichtete Teufelssage haben bis 1740 existiert. Es läge nahe, anzunehmen, daß nach der Sprengung des Steines die heimatlos gewordene Sage sich an den nächsten größeren Findling, den Stein von Wirrwitz, heftete. Um 1740 scheint man von Wirrwitz noch nichts gewußt zu haben; der in der Gegend südlich von Breslau bewanderte Gelehrte hätte das sonst erwähnt, — denn er weiß viele Meilen um die Stadt keinen dem Klettendorfer ähnlichen Block. Auch, daß die Sage nicht recht angeben kann, auf welche Kirche der Stein geschleudert werden sollte, erweckt Mißtrauen an ihrer Ursprünglichkeit. Ich möchte trotz alledem nicht zu behaupten wagen, die Sage vom Wirrwitzer Teufelsteins sei die vom Klettendorfer, sondern es bei dem „könnte“ bewenden lassen.

Ein zweiter Umstand scheint mir wichtig. Es ist, soweit ich sehe, zum erstenmal durch diese Sage die Möglichkeit gegeben, die Teufelssteinsage in Schlesien zu datieren. Vielmehr, ein Datum zu gewinnen, von dem wir wissen, daß sie zu einer Zeit schon existierte. Der ungenannte Gelehrte, den Lewald ausgeschrieben hat, berichtet kurz nach 1740; die Sage aber reichte bis in das 17. Jahrhundert hinauf. — Das ist nicht sehr viel, aber doch was. Es ist der Nachweis, daß die Sage in ihrer 1740 vorliegenden Gestalt in eben den Jahren ihre Form annahm, in denen die Mehrzahl alter Dämonen zu Teufelssagen wurde, in denen der Geist des Riesengebirges und seiner Wälder, der ehemalige Rübezahl, zum „leidigen Satan“ avancierte. Die Jahre, die zwischen etwa 1520 und 1650 liegen, haben die Umwandlung vollzogen. Wie unsere Sage vorher aussah, ob sie von einem Dämon sprach, der in den Zobtenwäldern hauste — oder in diesem Zeitraum erst erfunden wurde, werden wir leider nie mehr wissen.



DAS BOBER-KATZBACH-GEBIRGE

Von Georg Hallama, Direktor des Verkehrsamts der Stadt Breslau

Unser Schlesierland ist so reich an Naturschönheiten und an Stätten der Kultur, daß man ein ganzes Leben dazu braucht, dieses herrliche Land kennenzulernen. Selbst unsere Gebirge sind vielfach sogar dem Schlesier in ihren Einzelheiten nicht ausreichend bekannt. Das gilt besonders für das Bober-Katzbach-Gebirge, das weite Vorgebirgsland des Riesen- und Isergebirges, das sich von der alten Renaissancestadt Görlitz bis zum Bolkenhainer Burgenland erstreckt.

Das Bober-Katzbach-Gebirge zeichnet sich aus durch ein Durcheinanderwogen von Bergen, die oft nur in losem Zusammenhange stehen und teils bewaldet sind, teils, frei gelegen, überaus prächtige Ausblicke bieten (Bild 2).

Herrlich sind die Täler dieses Gebirgslandes, so das Katzbachtal, das Bobertal, das Tal des Queises, und alle drei sind verschieden in ihrem Charakter. Das Katzbachtal breit und offen, ähnlich dem berühmten Saaletal, im Oberlauf aber von wuchtigen Waldbergen überragt. Das Bobertal, engschichtig, oft zu ausgesprochenen Schluchten werdend, der Fluß wild schäumend über Felsen, bis er, in Talsperren, Seen zusammengefaßt, sich von seinem wilden Dahinstürmen gemächlich ausruht. Der Queis, fast gänzlich eingefangen in ausgedehnten malerischen Talsperrenseen, von Burgen überragt, nur im Oberlauf noch ein wildes Gebirgswasser.

Burgen und Ruinen im übrigen überall im Bober-Katzbach-Gebirge verstreut, so die gewaltige Bolkoburg über der Laubenstadt Bolkenhain, nahebei die Schweinhausburg, die einstmals sich durch besondere Pracht auszeichnete, bis ein Blitzstrahl den stolzen Bau vernichtete. Hier im Bolkenhainer Burgenlande auf dem Wege hinüber ins Katzbachtal die Burg-

2Bober-Katzbach-
Gebirge

phot. Hallama

ruine Nimmersath, einst ein gefürchtetes Raubritternest, das die Straße von Böhmen nach Schlesien beherrschte. Hier steigt der Große Hau, 675 Meter hoch, auf. Von ihm ein berühmter Ausblick auf das Riesengebirge, ein prächtiges Wandern durch diese Burgengegend und auch herrliche Autofahrten auf den hochführenden Paßstraßen, so durch den Einsiedelwald, der sich am Südrande des Bolkenhainer Burgenlandes erhebt.

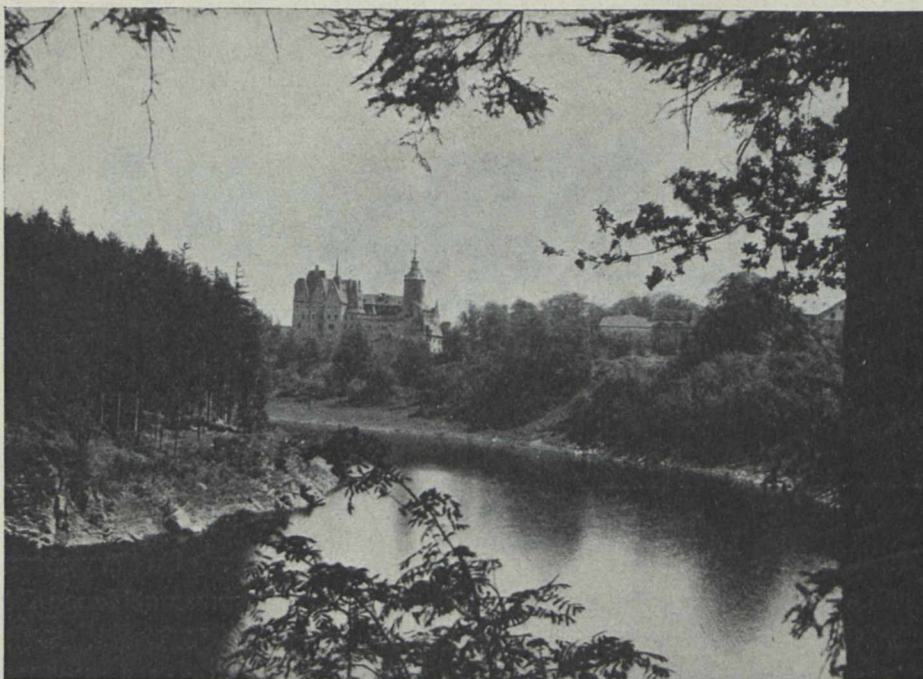
Gegenüber dem Großen Hau ersteigt auf der anderen Seite des Katzbachtalles der Bleibergkamm eine Höhe von rund 700 Meter. Es ist wiederum ein Gebirge für sich, von Ketschdorf oder Jannowitz zu erreichen, mit dem Rosengarten auf den Höhen, von dem sich ein Ausblick sondergleichen auf das Hirschberger Tal und auf den Riesengebirgskamm darbietet.

Hier auf dem Bleibergkamm liegt auch die bescheidene Quelle der sonst so munteren Katzbach. Sie durchströmt erst den Gebirgskessel zwischen Ketschdorf und Kauffung. Steile Waldberge umrahmen ihn. Sie steigen im Kitzelberg 667 Meter, im aussichtsreichen Schafberg 723 Meter empor. Marmorbrüche und schneeweiß gleißende Kalkbrüche sind das Signum dieser Berge. Bei Schloß Sanssouci ist dieser schlesische Marmor verwendet worden.

Dann gleitet das Katzbachtal aus dem Bergkessel hinaus in die Aue von Schönau. Doch bald wird es wieder verengt von den Porphyrbirgen bei Willenberg. Auch hier finden sich Burgruinen und ein Durcheinander von teils bewaldeten, teils freien Höhen. Auch von ihnen gibt es prächtige Blicke über das abwechslungsreiche Bergland, hinüber nach dem Spitzberg bei Pombsen und auf den Probsthainer Spitzberg in der Ferne. In der Waldschlucht bei Bad Hermsdorf umfließt die Katzbach die saganumwobenen Rabendocken

3

Burg Tzschocha
am Talsperren-
see im Queistal



phot. Hallama

und die auf der Höhe thronende Stadt Goldberg, in der Trotzendorf seine berühmte Lateinschule hielt und deren Kirche als eine der sehenswertesten Schlesiens gilt.

Zwischen Katzbachtal und Bobertal steigt die Hogolie 721 Meter auf. Das Gebirge setzt sich hier ebenfalls in steil aufsteigenden Waldbergen fort. Die Paßstraße von Schönau her überschreitet den Kamm am Kapellenberge, wo den Reisenden der wundersame Blick auf den unmittelbar zu Füßen liegenden Talkessel von Hirschberg und auf die wuchtig aufragenden Hochgebirgskämme des Riesengebirges empfängt. Nach einer Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV. mußten die Postkutschen beim Überfahren dieses Passes so lange halten, bis die Reisenden diesen herrlichen Blick ausreichend genossen hatten. Eine Gedenksäule auf der Paßhöhe erinnert daran.

Ins Bobertal hinab führt der herrliche Grund von Ludwigsdorf und Langenau, eine Waldschlucht, wie man sie sonst im Schwarzwald oder im Glatzer Gebirge findet. Sie endet im Bobertale, das von Hirschberg herkommt und das schon in seinem Oberlaufe zwischen Bleibergkamm und Landeshuter Kamm eine romantische Gebirgsschlucht gebildet hat. Von Hirschberg aus erreicht das Bobertal den Höhepunkt seiner romantischen Schönheit in der engen Sattlerschlucht am Raubschloß und am Turmstein, an der oberen Talsperre und in dem wilden Lauf des Flusses über Felsblöcke in enger Talschlucht, vorüber an Boberröhrsdorf — hier wieder eine Burgruine — und schließlich in der gewaltigen Talsperre, die sich vom hochragenden Bernskenstein bis nach Mauer hinzieht.

Vom Bernskenstein zieht sich bergan die Kemnitzschlucht mit wild zerklüftetem Felsgestein. Auch hier wieder ragt eine Burgruine bei Reibnitz, vom Volksmund „Lausepelz“ genannt, ursprünglich „Laudes Palatium“ geheißen.



4
Marktplatz
in Goldentraum

phot. Hallama

Herrlich ist auch der Matzdorfer Grund, der vom Bobertal in ein wahres Paradies, zu dem berühmten Matzdorfer Park und zu einem alten Renaissanceschlosse führt (Bild 1). Dann erhebt sich talwärts der Kynberg über dem altertümlichen Städtchen Lähn — berühmt durch seinen Taubenmarkt. Über ihr das alte Lehnhaus, in dem die heilige Hedwig mit Vorliebe geweilt hat.

Und nun geht es in einem schönen Waldtal hinab nach Löwenberg, das als eine der sehenswertesten Städte Schlesiens bekannt ist. Die Stadtmauer, Befestigungstürme, das Rathaus, die alten Bürgerhäuser mit Schwibbogen und altertümlichen Portalen versetzen den Besucher in vergangene Zeiten. In der Nähe Schloß Plagwitz mit herrlichem Renaissanceportal und schönem Innenhof. In der Nähe auch die Löwenberger Schweiz, mit phantastischen Sandsteinformationen, die hier unvermutet auftauchen.

Zwischen dem Bobertal und dem Queistal liegt wiederum ein abwechslungsreiches Gebirgsland. Auch hier findet man Burgruinen sowie die überaus altertümliche Stadt Liebenthal, das Urbild einer mittelalterlichen Stadt.

Am Queis selbst liegt Greiffenberg mit seinem prächtigen Ringbilde (Bild 5), der Ausgangspunkt in das nahe Isergebirge und zur Burgruine Greiffenstein und zugleich der Ausgangspunkt für die Wanderungen und Wasserfahrten an und auf den Talsperrenseen, die sich bis nach Marklissa hinziehen, überragt von steilen, waldigen Bergwänden, der gewaltigen Burg Tzschocha (Bild 3) und der Neidburg.

Über der oberen Talsperre erhebt sich auf hohem Uferrand das Städtchen Goldentraum, das seinen Namen zu Recht trägt. Auf dem weiten, wiesigen Marktplatz (Bild 4) spielen die Kinder; die Alten sitzen auf den Bänken vor den schlichten Bürgerhäusern und denken an vergangene Zeiten, von denen die alten Häuser und die an ihnen als Zier angebrachten Scheiben früherer Schützenfeste erzählen.

Marklissa am Ende der malerischen Talsperrenseen gelegen, ist ebenfalls ein verträumtes, altertümliches Städtchen.

Marktplatz in Greiffenberg
mit dem Haschebrunnen



phot. Hallama

Und immer weiter erstreckt sich das Vorgebirgsland, allmählich abflachend, aber immer noch mit grünen Höhen, bis hinüber nach Lauban und Görlitz, das ein Schatzkästlein deutscher Bürgerkunst ist, bis nach Haynau und Bunzlau, der Stadt der schlesischen Keramik, bis nach Jauer und Striegau im Kranze seiner Berge.

Alle diese Städte verdienen es, bei einer Bereisung des Vorgebirges besucht zu werden. Und als gewaltiger Schlußpunkt des Bober-Katzbach-Gebirges erhebt sich schließlich auf mächtigem Bergkegel die Gröditzburg, wiederhergestellt in alter Schönheit, wuchtig und eindringlich. Sie erzählt uns manche lustige Geschichten von dem fröhlichen Junker Schweinichen und seinem tollen Herzog.

KOHLENSCHICHT

Skizze aus dem Waldenburger Schacht von Otto Suchland

Kohlenschicht.

Die Räder drehen sich...

Vor der Markenkontrollbude staut sich der Strom der Bergleute, die zur Anfahrt kommen. Der Zechenhof ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Nur die Uhr der Werke leuchtet hell: Fünf Uhr zwanzig!

Die Ausfahrt der Nachtschicht hat bereits begonnen...

Marken klirren auf das Schaltbrett. Zahlen schwirren. Ich habe die Kontrollnummer 264 - durch! Im Badehause johlen die schon unter den heißen Duschen, die ihre Nachtschicht glücklich hinter sich haben... Rasch jetzt mit dem Aus- und Ankleiden, daß Platz wird für die Nachkommenden! Aber es ist dafür gesorgt, daß alles sich schnell abwickelt. Bald fliegt der Haken mit meinen Straßenkleidern — ich habe die Badenummer 310 — an die Decke des Badehauses. Wie Fledermäuse hangen da oben all die Lumpen dicht aufgereiht nebeneinander. Ich

stecke meine Feldflasche mit dem schwarzen Kaffee in den Arbeitsrock — auch das Brot. Die Erkennungsmarke muß am Knopfloch sichtbar getragen werden . . . Jetzt noch die Kontrollmarke; so! Fertig!

Der Weg zur Lampenbude ist vereist. Man kommt nur schwer fort in den klobigen Schuhen. Überall drängen sich die hindurch, die aus dem Schachthause zurückkommen. Sie sind durchgeschwitzt, und es ist kalt. Aber fröhliche Rufe tönen von den Schaltern her, an denen sie ihre Grubenlaternen abstellen.

Dreihundertzehn! —

Kaum daß ich die Nummer meiner Lampe am Schalter genannt habe, steht sie mir auch schon vor den Beinen . . .

Im Schachthause hockt — steht — liegt alles herum, bis die Reihe an jeden kommt. Nebeneinander inmitten des Raums sind die Lampen aufgereiht; sie vertreten gewissermaßen noch die Mannschaften. Abteilungswise wird angefahren. Immer, wenn die schweren Eisentüren in den Angeln sich drehen — es tönt stets wie ein Pfiff —, gehen wortlos die hindurch, die ihre Schichtmarke abgegeben haben; — die Erkennungsmarke bleibt am Rock!

Die Förderschalen surren wieder in die Höhe . . . Die Anschläger reißen die Türen auf: „Einsteigen —!“ Vierzehn Mann, sechs oben hin, acht unten; ein Ruf: „Fertig!“, ein stampfendes Stoßen der Signalglocke — und der Korb versinkt in die Tiefe. Eingepfercht steht man. Federnd, sich wiegend, lautlos geht die Fahrt. Man spürt nur einen leisen Druck, als ob das Ohr sich langsam voll Wasser sauge; dann plötzlich ein Höllengelärm, ein Brausen, als ob alle Geister der Tiefe auf einmal losgelassen seien: Das sind die Ventilatoren am Schacht, sagt dir jemand, die der Grube ständig frische Wetter zuführen! Es ist fast vollkommene Finsternis jetzt. Nur die Grubenlampen der Bergleute beleuchten fast unwirklich hier einen Arm, da eine nackte Brust, ein Gesicht. Mitunter flitzen helle Lichter von draußen herein — es ist der Widerschein der elektrischen Lampen auf den verschiedenen Sohlen, an denen die Förderschale vorbeikommt. Wir fahren zur untersten, an die vierhundert Meter. Plötzlich verzögert der Korb seine Geschwindigkeit — die Fahrt dauerte zwei Minuten —, geht sein Tiefengewicht suchend eine Weile auf und ab, setzt dann fest auf, weich jedoch wie auf einen Teppich. Man ist in einer anderen Welt.

Der erste Schritt hier unten ist zaghaft; man wundert sich zuerst, daß alles fest ist; siehst du — plautz! da liegt der Mensch. Alles ist naß, glitschig. Es rauscht im Schacht; das sind die Wasser — hörst du; du vernimmst die verschiedenen Geräusche erst jetzt. Aber mach, daß du weiterkommst, wir andern wollen nach! Rutsch nicht; ja, du schaust eben noch viel zuviel in die Höhe, in die Halle hinauf! Warte nur, das Schauen wird dir schon vergehen, du wirst fahren lernen, mein Lieber . . .; denn spaziergehen gibt's hier nicht! Nicht doch — das Gestänge ist bloß zum Fahren da — für die Wagen, zum Laufen ist das Fahrtrum eingerichtet; du mußt die Sprache erst weghaben! Und die richtige Husarengröße für diese Flöze hast du anscheinend auch nicht; man kann nämlich selten gradestehen bei der Arbeit, Platz ist meist nur so viel, daß die Wagen knapp durchkommen — auf alles andere wird nicht besonderes Gewicht gelegt; — die Förderung ist die Hauptsache, nicht du,

verstehst du? Achtung . . . das Hangende! Sapperlot ja, nicht wahr: Überall anderswo gibt doch solches Ding nach, wenn man mit aller Gewalt dagegen rennt — hier nicht! Stein alles und Eisen; laß dir nur bald Hörner wachsen! Na los — los, wir anderen müssen weiter! Nur immer fest auftreten — geduckt; so! Jetzt halt — hier mußt du auf den Fahrhauer warten; also: „Glückauf!“

Es ist ein starker Eindruck, an diesem Durchgangspunkte der Arbeit am elektrischen Haspel alle die unermeßlichen Scharen, wie sie vom Schachte herkommen, vorüberziehen zu sehen. Manche sind halbnackt — so fahren sie ein; denn der Rock muß unten sowieso abgelegt werden. Dafür, daß niemandem kalt werde, muß eben die Arbeit sorgen! Die Jungen haben ihre Beinkleider vielfach bis an die Knie hinaufgeschlagen. „Das ist ja bei euch gerade so, als ob man auch die Schuhe ablegen müßte, ehe man in euern Tempel eintritt“, sage ich zu einem älteren Hauer, der neben mir steht. „Ju, ju — die kenna's nie derwarta, bis se eim Sumpfe sein“, brummelt er. Sie tragen also hier nicht etwa ihre schmucken Trachten, die Bergleute . . . Das Schlechteste, sagen sie, sei für diesen „Dreck“ gerade gut genug!

Immer noch kein Ende: Die Haue geschultert, die mächtige Schaufel im Arm, fahren sie mit ihren Grubenlichtern — uns, die wir hier warten, mit lustigen Zurufen oft grüßend — langsam vorbei, den klüftigen Weg entlang über den Bremsberg bis dahin, wo die Strecke sich gabelt. Ihre Laternen schaukeln wie Glühwürmchen im Dunkel eine Zeitlang hin und her, scheinen dann wie im Abschied sich dicht aneinander zu drängen, blinken noch einmal auf — bis sie samt ihren Trägern, den Bergleuten, die klein jetzt wie Hutzelmännchen geistern, im Berge verschwinden . . .

Es wird langsam ungemütlich hier; ein starker Wetterzug bläst vom Schachte her, und die Ungewißheit drückt. Endlich kommt der Fahrhauer, das Gespräch verstummt. Es treten alle um ihn herum. Er weist jedem seine Arbeit an. Wenn einer erfahren hat, wo er hinsolle, stößt er einen Knurr- oder auch einen Brummlaut aus, der wohl bezeigen soll, daß er verstanden habe; dann trollt er sich.

Die Reihe der Aufzurufenden ist lang.

„Suchland!“

Ich drehte mich zurück, um zu erforschen, ob er nicht einen anderen als mich gemeint habe. Aber nur einer steht noch hinter mir. Ein Riese. Der Fahrhauer sagt etwas zu ihm, das ich nicht verstehe; ich höre nur vom „Kohlenfeiler“ etwas . . .

„No — doa foahrnse öck miete . . .!“

Und ich fuhr „miete“ — und wurde so zum ersten Male in die Geheimnisse dieses Berges und seiner Arbeit eingeweiht:

Kohlenfeiler . . .

An diesen Kohlenfeilern, da stehen sie, schwarz, unkenntlich, tiefend von Schweiß, gebeugt, gebückt, — oder hocken, liegen, oft nur auf einen Arm gestützt, halb rückwärts gebogen — weil sie anders das widerspenstige Gestein nicht erreichen können — zusammengeringelt, zusammengerollt, jeder wie ein Wurm, und „machen“ die Kohle, „das Kohl“, wie es in der Bergmannsprache heißt . . .

Sie beißen sich fest in sie ein, schwingen, das Gesicht immer krampfhaft zur Seite abgewandt, ihre Keilhauen — damit ihnen die sprühenden, spritzenden, im Widerschein ihres Geleuchts weißsilbrig aufglitzernden, ständig niederrauschenden Massen nicht den Mund verstopfen; aber trotz aller Vorsicht, die sie darauf verwenden, speien sie doch immer ganze Fuder „Kohl“ mit lauten Zornesausbrüchen gegen den „Berg“.

Rufe gehen andauernd.

Die Lehrhauer müssen die abgebauten Stellen sofort „sichern“, damit nicht im Augenblick alles wieder über ihnen zusammenbreche.

Krachend schlagen die Äxte in das Holz, aber wie fieberhaft sie auch arbeiten, es geht niemals schnell genug; halbverschüttet wühlen sich die Vorarbeiter immer wieder aus den Kohlhäufen heraus . . . Warnungszeichen, Meldelichter, Haltrufe schwirren hin und her.

Wagen rollen an, fahren ab. Schlepper bringen sie an, springen ab, verladen an der Rutsche das ihnen zufließende „Kohl“; andere „schuren“ die umherliegenden Massen zusammen, schaufeln sie den Wagenschiebern zu . . .

Die Schüttelrinne kreischt, die Schrämmaschine tobt, die Aufseher schreien . . .

Die Lampen qualmen bereits.

Die Qual dieser langen Stunden frißt sich ins Mark. Rot tanzen die Fünkchen der Laternen vor dir, um dich, in dem Dunst, der überall herrscht.

Schattenhaft huschen die Gestalten — malen sich geisterhaft groß und verzerrt an den Wänden . . .

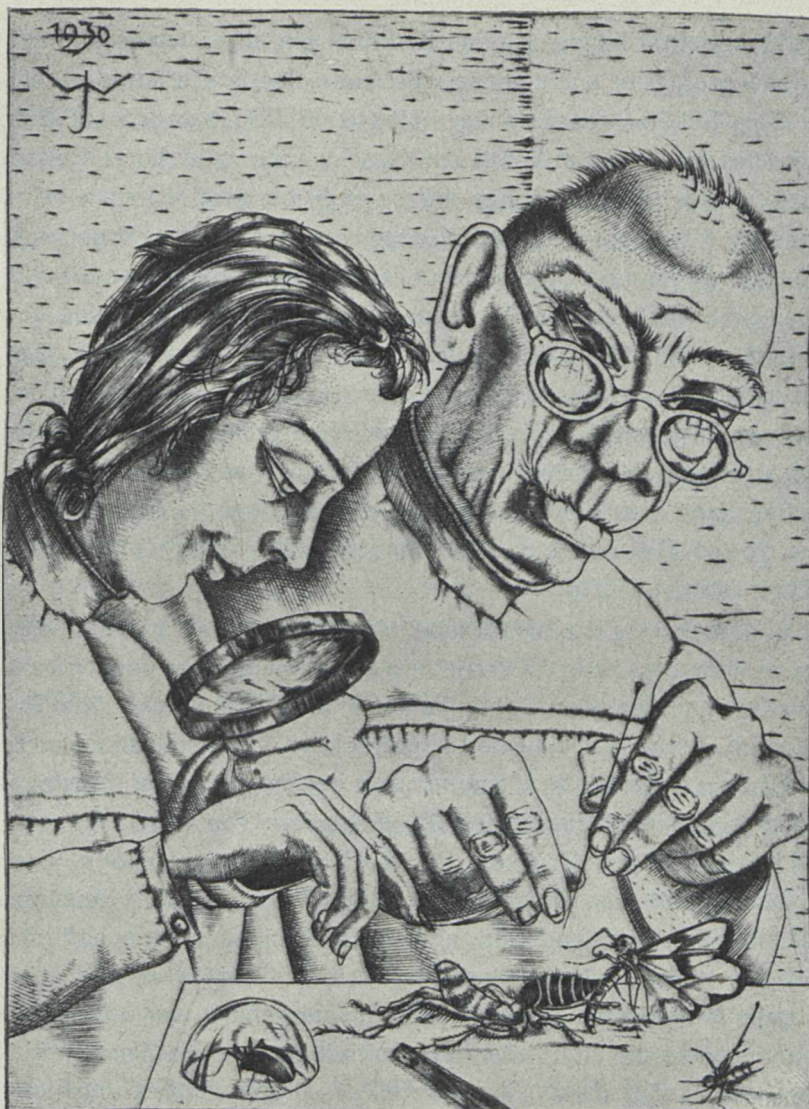
Du erschrickst, wenn plötzlich ein Aufseher dasteht und dich anschreit. Es brauchte der Schreie nicht — du würdest ersticken in dieser Hölle der Arbeit, wenn du dir nicht selber Raum schafftest. Immerfort geht die Kohle nieder zu Bruche. Und sind die Wagen weg, schweigt die tosende Ratterrinne — dann lastet die Stille wie ein lähmender Druck auf der Seele. Man redet nicht viel. „Wieviel Wagen?“ ist allein die Losung; denn nach Wagen wird gerechnet oben: Alle Kräfte sind bis aufs äußerste angespannt. Die Führung ist im Gange. Wer hier nicht mitwollte, oder mitkönnte, würde erbarmungslos über den Haufen gerannt von dieser Arbeit selber, die losgelassen ist! Wenn dir ein Wagen entgleist — da sieh du zu, wie du ihn wieder heraufbekommst! Denn die Förderung steht nicht stille . . .

Am elektrischen Haspel — von dem jede Arbeit hier unten ausgeht und wohin sie nach Schichtschluß immer wieder zurückkehrt — finde ich mich mit den anderen wieder zusammen . . .

Die von den „Kohlepeilern“ haben's nie so eilig hierherzukommen; dafür möchte dann bei der Auffahrt natürlich gern jeder der erste sein. Aber es geht alles schön der Reihe nach: Abteilungsweise, so wie man eingefahren ist, wird ausgefahren.

Wer seine Blechmünze empfangen hat, stürmt zum Schacht. Man wartet. Die Förder-schalen schwirren auf und nieder. Manchmal tritt stumm alles beiseite, wenn ein Aufseher hindurch will. Statt seiner bleibt ein anderer dann zurück. Die Anschläger zählen: Sechs Mann immer oben hin, acht unten. Jetzt: „Fertig!“

Und der Korb schwebt in die Höhe . . .



1
 Johannes Wüsten: Zoologen
 Aus dem Zyklus: Blutproben

**WALTER DITTMANN:
 Die
 Görlitzer Stecher**

„Meinen Sie Radierer?“ — „Sind das alte Meister?“ So fragen noch heute die meisten Gebildeten. Und vor vier Jahren dachten wir alle ähnlich. Daß man mal, etwa im „Nach-expressionismus“ von Roh, neuere Kupferstiche gesehen hatte, hatte man vergessen oder nicht gemerkt. Sie waren bezeichnenderweise dort als „Radierung“ geführt. Das Blatt „Mörder und Taube“ von Smith, von 1922 oder 23, wirkt offensichtlich in einigen Wüstenstichen nach. Warum Smith, der wohl als erster Kupferstiche herausbrachte, sich nicht mit der Feder begnügte und gerade zum Stichel griff, weiß ich nicht. Warum das Wüsten vor vier Jahren tat, läßt sich zwar, dank eines ungedruckten Manuskriptes des Künstlers, erzählen, sagt aber nur Unzulängliches: Er hatte, schon 1921, durch Alexander Friedrich (den Verfasser von „Handlung und Gestalt des Kupferstichs und der Radierung“) erfahren, daß dessen Freund einen Kupferstich in Arbeit hätte. Eine Sensation also. Aber ohne praktische Folgen für ihn.

Erst sieben Jahre später, als er in seiner Malschule das Radieren einführen wollte und mit der Nadel verschiedene Striche probierte, auch spanaushebende, landete er, und wußte kaum wie, beim Kupferstich. Sein Schüler Josef Bankey hatte der Billigkeit wegen auf Zink geübt, Späne auszuheben; ohne Erfolg. In einem Anfall von Verschwendung kaufte er Kupfer, erklärte aber nach mühseligen Versuchen, das Ganze müsse wohl ein großer Irrtum sein, Kupfer eigne sich zum Stechen noch weniger als Zink. Wüsten war aber doch nicht geneigt, das Wort Kupferstich für gänzlich legendär zu halten, und ließ nun trotz zeitraubender und entmutigender Schwierigkeiten nicht mehr locker, bis er das Rätsel — ohne irgendwie beraten zu sein —, heraus hatte. Das war 1928. Als Sandkuhl 1931 zu der Ausstellung „Der neue Stich“ einlud, meldeten sich; außer Wüsten, schon 42 Stecher des In- und Auslandes. Es war also eine Stecher-Bewegung festzustellen. Johannes Wüsten hat sich in ihr sehr rasch eine führende Stellung errungen. Vor allem natürlich durch den sehr scharf ausgeprägten Charakter seiner Blätter, dann aber auch durch die Anerkennung, die seine beiden talentvollen Schüler fanden: Josef Bankey aus dem benachbarten Penzig und Lotte Wegeleben aus dem Görlitzer Vorort Biesnitz.

Dieses schwer zu erklärende, anscheinend unvermittelte Hervortreten des Kupferstichs seit 1925 etwa ist wohl ebenso wie die gleichzeitige Wandlung in der Malerei sozusagen eine Gegenkundgebung des Zeitgeistes gegen das Schrankenlose und Unsachliche des Expressionismus und doch deutlich genug aus ihm herausgewachsen. Zugleich aber auch ein Hinweis des Schicksals auf eine neue Waffe für neuen sozialen Kampf. Wer Wüstens „Blutspalten“ betrachtet, in den Originalabzügen sowohl, die schon von vielen Museen erworben wurden, wie auch in den billigen Drucken, die die Volksbühnen-Verlags- und Vertriebsgesellschaft herausgebracht hat, dem wird besonders diese Seite der Sache deutlich. Die neue Kunst kämpft nicht mehr überhitzt und wild, aber nicht weniger leidenschaftlich. Ihre Glut ist die verhaltene der Enttäuschung der Nachkriegszeit und der Jahre nach der Revolution, aus dem ernüchterten Bewußtsein entfacht, daß alles vergeblich war oder doch schien. Jetzt schlägt nicht mehr Ekstase um sich; aber Zähigkeit will weiter. Die Veristen wie Dix oder Groß, — und Wüsten und Bankey stehen in ihren Reihen, — zerschlagen die Form nicht, sondern lassen das Bestehende mit einer Art von ironischem Respekt gelten. Erbittert graben sie sich hinein in all seine Formen und Falten und decken seine dunklen Verborgenheiten oder erschreckenden Leerheiten auf. Nicht unbestimmte Schicksalsthemen, Hiobsgestalten oder Apokalypsegewitter zeichnen sie, sondern den allen vertrauten und ganz gewöhnlichen Mitmenschen in seiner Borniertheit (der Angler) oder Gefühlskälte (Zoologen, Abb. 1) oder gemeinen Sinnlichkeit (Stinkmorchel). Den „Offenbarungseid“ (Abb. 4) könnte man auch für eine „Blutspalte“ halten, wenn seine Formensprache nicht deutlich anders, nicht die naivere und gröbere Bankeys wäre.

Es sind unvergeßliche Karikaturen in dieser merkwürdigen Sammlung. Kein Individuum soll getroffen werden; sie gelten der Gattung. Daß es Stiche sind, das gibt den Spukgestalten, vor allem den Köpfen, ihre ganz ungewöhnliche Eindrucks kraft. Unheimlich ist die Schärfe der Vorstellung, mit der so ein frei erfundener Zoologieprofessor (oder auch der Ehemann in der „Trauung“) gedacht und zu der erschreckenden Wirklichkeitsnähe gebracht ist!

Aber die voll imponierende Wirkung erlebt eben nur der Tieferblickende; wenn nämlich das meisterhafte, mit wahrhaft nobler Einfachheit gesetzte Strichsystem erkannt wird, das jene Schärfe festlegt. Der Reiz solchen Mitsehens der Form ist beim Kupferstich besonders groß. Ebenso wie für den Schaffenden der Reiz solcher Formfindung. Die hohe und ausdrucksvolle Einfachheit der aufgewendeten Mittel löst ja immer auch hohe Freude aus. Aber wohl keine andere künstlerische Technik fordert von dem Betrachter soviel Miterleben des Gestaltungsprozesses wie diese: Jeder Strich eine planvolle, harte Bohrung in Erz, Ergebnis schärfster und doppelter Anspannung, des berechnenden Auges und der den Stichel stoßenden Muskulatur. „Der Stich ist so sehr Kunst in Metall“, sagt Alexander Friedrich, „daß er sozusagen noch den Druck zu metallisieren vermag.“ Und „dieweil der Stichel nur eine mathematisch errechenbare Biegungskurve und Bogungsmöglichkeit zuläßt; weil beim Stichel der prismatische Bau mit rautenförmigem Zuschliff die beinahe ballistischen Bahnen vorbestimmt, umreißt er auch die von ihm geschaffene Körperwelt in einer Art mathematischer Zwangsläufigkeit.“ Wer all das nicht ein wenig mitfühlt, sieht gewissermaßen nur mit einem Verstande, der Bildinhalte feststellen will; sieht nicht mit aller Fülle der Sinneskraft des Auges, also gar nicht das Kunstwerk in seiner geheimnisvollen Lebendigkeit. Dem ist ein Kupferstich nichts anderes als eine beliebige Zeichnung, der zum Zwecke der Vielfältigung irgendeine Druckmöglichkeit verschafft wurde.

Wüsten war bei Beginn seiner Arbeit selbst nicht weit von solchem Irrtum entfernt und hat einen dornenreichen Weg gebraucht, bis er zur Wahrheit gelangte, d. h. also zu einem echten und schließlich zu einem eigenen Stechstil. Auf der ersten Wegstrecke half Dürer, auf der zweiten bald dieser, bald jener Barockstecher. Auf den ersten Porträtblättern sehen die Schattenrandungen der Wange wie geflickt aus, die Strichlagen haben etwas unsicher Probierendes oder imitieren eine impressionistisch flotte Zeichenmanier. „Der verlorene Sohn“ hat dann das Formumspannende der reifen Dürerschen Frühstiche, etwa des „Großen Glückes“. Aus den gleichen Monaten, Ende 1928, stammt das erste Blatt, das weite Verbreitung gefunden hat, „Eisenbahnunglück“, das „Die Lebenden“ reproduzierten. Es schwelgt noch ein wenig in bloßen Konturen und in spitzigen Langformen; viel Papier bleibt frei; der Metallglanz der Platte kann sich wenig entwickeln. Aber der moderne Wille, die Lösung von der Welt des großen Vorbildes, ist deutlich da und führt im Jahre 1929 zu mehreren interessanten Versuchen in der gleichen Richtung. Das schönste Ergebnis: die „Pilze“ (siehe Blutsproben); das erstaunlichste, weil gefüllteste und vielseitigste, auch „metallischste“: „das Wunder“, ein Blatt von wirklich imponierender Unternehmungslust und Durchführungsfähigkeit. Dann neue Versuche, vor allem mit Mantegnas sehr einfachen Strichlagen. Manches Stück, das inhaltlich wenig befriedigt und nur Lernbedeutung hat, verschafft dem nächsten neue, überraschende Schönheit. 1930 ist das Jahr der Porträtköpfe: Otto Burger als Stanhope, Maria Rilz, der Puppenspieler Hurdalek, Lotte Wegeleben, Selbstbildnis (Abb. 2), Kinderköpfchen u. a. Sie zeigen das Werden des neuen Stiles., Die Lust an der Spitze und die bloße Konturierung treten zurück. Eine Art Farbenleben wird erreicht durch toniges Zusammenhalten großer Flächen. Sie sind in sich nur leise und schwer faßbar bewegt, ähnlich der Fahne in dem berühmten Stich von Goltzius. Aber von einer

DIE GÖRLITZER



2 Johannes Wüsten: Selbstbildnis



3 Johannes Wüsten: Liebespaar

Nachahmung ist nichts mehr zu spüren. Das Wegeleben-Porträt wirkt ganz und gar selbstständig. Einfarbige Stoffe, teils durch Längsführung des Stichels, teils durch konsequente Querführung zu ihrem Sondercharakter gebracht, dazu gestreifte und karierte Stoffe, Holz-, Mauer-, Metallflächen, Körper- und Wolkenrundung lassen den Stichel in dem mannigfachen, immer strengen und doch so reizvollen Linienspiel sich bewähren. Während die ganz weich

352

STECHER



5 Lotte Wegeleben: Marktfrauen

gestrichelte und punktierte strauchvolle Landschaft einen beinahe unwirklichen, aber sehr wirksamen Gegensatz dazu schafft: die „mathematische“ Fesselung erscheint gesprengt, und doch ist der Wille zu malerischer Haltung auch hier deutlich. Überhaupt fügen sich alle diese Teile, so willkürlich sie zusammengeordnet scheinen, so verschieden sie wirklich sind und so viel Raum jeder einzelne beansprucht und so sicher jeder in seiner stecherischen

353



4 Josef Bankay: Offenbarungseid

Festigkeit ruht — ohne Gefährdung der Einheit zueinander. Alle ordnen sich der Plastik des Mädchenkörpers, vor allem des Kopfes unter, und ergeben so ein besonders reiches Blatt. Die Wolken sind nicht ganz geglückt; die Linienführung der Mauerfläche ist dem Bau des Fensters und so dem großen Rhythmus des Blattes nicht gut angepaßt; aber das stört nur wenig; es verrät nur, wie stark der Eindruck von Sicherheit alles übrigen und wie groß der Reichtum im ganzen ist.

Das Jahr 1931 brachte eine Überraschung: die Illustrationen zu Aquis submersus. Wüsten war doch vor allem Satiriker, scharfer, ja erschreckend hart urteilender Gesellschaftskritiker, der begreiflicherweise wenig Sympathien gefunden hatte. Die Porträts waren ein Kapitel für sich; und die in der Stimmung ähnlich neutral bleibenden Blätter wie die „Pilze“ erschienen Ausnahmen. Diese zwölf Storm-Illustrationen nun zeigten einen ganz neuen Wüsten. Es sind meist schlichte, beruhigte Blätter, voll von dankbarer Hingabe an den großen Novellisten. Bald freut man sich über das Vornehm-Einfache in der Erfindung (Titelblatt; Nächtliche Ausfahrt), bald staunt man über den Poeten Wüsten, der so phantasievolle Dinge ersinnen kann, wie das „Liebespaar“ (Abb. 3). Das Blatt hat die dekorative Straffheit, die solche Illustrationen so dringend brauchen, und bleibt doch in der leidenschaftlichen Geste so echt; zugleich aber fern jeder Sentimentalität: durch die Herbheit aller Einzelheiten, durch die unaufdringlich symbolische Art, mit der die Weidensprossen zur Flamme umgedeutet sind, und durch die leise Erinnerung an das Kind, dem diese Umarmung den Tod bringt. — Niemand darf sagen, er kenne Wüsten, wenn er diese schönen Stiche nicht gesehen hat.

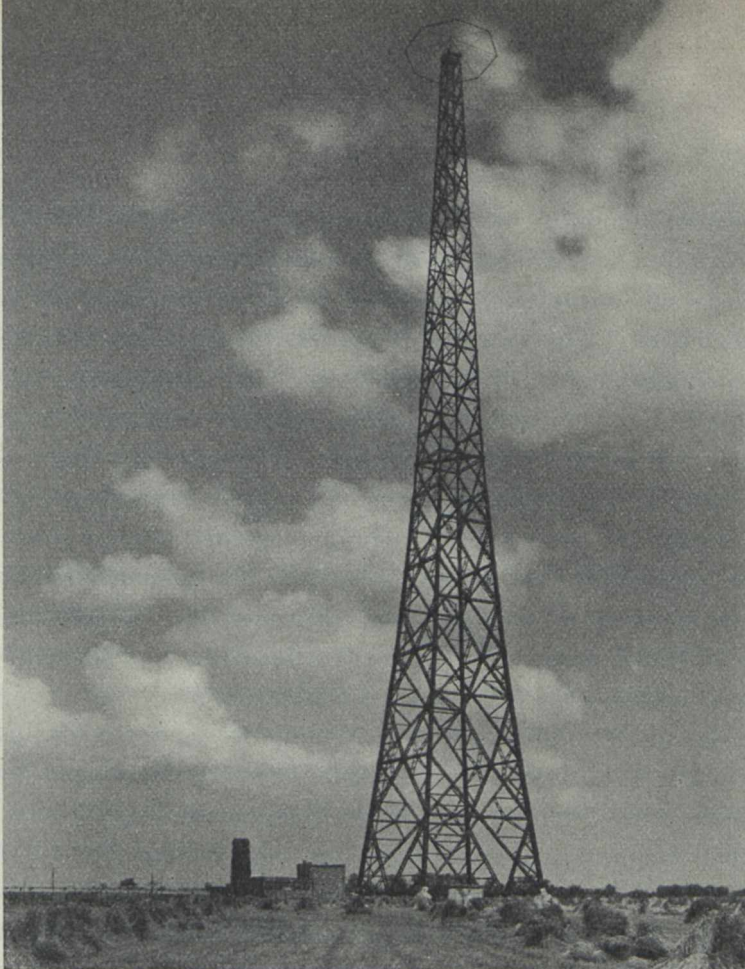
Neben Wüsten haben es die Schüler natürlich nicht leicht sich durchzusetzen. Zweien ist es geglückt. Sie treten uns als zwei sehr verschiedenartige Naturen entgegen. Viel ist allerdings noch nicht zu sagen von ihnen. Den siebzig Stichen Wüstens stehen nur acht oder zehn Bankey-Blätter gegenüber. Bankey wäre sicher weiter, wenn ihn die Arbeitslosigkeit nicht vollkommen mittellos gemacht hätte. Er war Penziger Glasarbeiter. Auf dem Hintergrund der kultivierten, vielseitigen Arbeiten seines Lehrers werden seine eigenen wohl immer bäuerlich derb und ursprünglich erscheinen, der Technik wie der Themenwahl nach. Sein Stichel zieht mit Vorliebe tiefe Bahnen (Abb. 4).

Vor den Wegeleben-Blättern dagegen erweckt schon die einzelne Linie den Eindruck des weiblich Zarten (Abb. 5). Er verstärkt sich durch die Weiträumigkeit, mit der die Strichlagen meist gesetzt sind. Die Gesamtwirkung behält daher leicht etwas Dünnes und Konturhaftes. Die Stärke der Künstlerin scheint in der Komposition zu liegen. Sie wagt es, mit wenigen großen Strichen viel zu sagen und den Raum auf diese Weise interessant, ja energisch zu gliedern. Mit Vorliebe zeichnet sie Köpfe. Neuerdings erstrebt sie einen freieren, sozusagen naturalistischen Porträtstil.

Von Wüsten ist noch nachzutragen, daß er 1896 in Heidelberg geboren ist, aber schon in frühesten Jugend Görlitzer wurde, und es mit Leidenschaft geblieben ist, obwohl ihn die Heimat stiefmütterlich genug darben läßt. Daß er seit drei Jahren der vielleicht meistgenannte Stecher ist, bringt nichts ein. Sportberichte und gelegentliche Zeitungsartikel halten ihn über Wasser.

Schlesien im neuen Groß-Sender

Von Dr. Fritz Wenzel



Klettephot.

Wer mit der Eisenbahn von Breslau nach Kamenz fährt oder auf der Autostraße nach Strehlen oder Reichenbach, der erblickt bei Rothsürben eine eiffelturmartige Silhouette. Es ist der Holzturm des neuen Senders, der höchste Holzturm von Europa, der Träger der Antenne, von der die schlesische Welle ausstrahlt. Statt 1,5 Kilowatt wie bisher der Breslauer Sender, sendet er mit 60 Kilowatt, mit einer Steigerungsmöglichkeit bis zu 150 Kilowatt.

Das Herz und Hirn des neuen Senders aber ist nach wie vor in Breslau, in den Räumen des Sendergebäudes in Krietern.

Ein Hundertvierzigmeter-Turm, ein Maschinenhaus, ein Bürogebäude mit drei Senderäumen, einige Mikrophone, eine Verstärkeranlage. Es ist eine kleine technische Anlage, verglichen mit einem großen Industriewerke, sachlich, schlicht und unbetont. Und doch birgt sie in sich die Möglichkeiten höchster kultureller Entwicklungen. Die Buntheit und Vielheit des Sendeprogramms verbirgt noch für viele Blicke das Wesentliche der großen Aufgaben unseres Senders. Nach unzähligen Experimenten und trotz der Hetzjagd der täglichen Premieren sind sie heute klar erkannt.

Acht deutsche Städte sind auserwählt, Sendestädte zu sein. Diese in ihrer Bedeutung noch nicht allgemein erkannte Funktion findet in der Geschichte kein Beispiel. Fürstenhöfe etwa gaben den Städten ihr besonderes Gepräge. Die Hofhaltung war das Zentrum, das eine ganze Gesellschaftsschicht an sich zog, der unbekümmerte Gebrauch der Finanzen schuf das architektonische Gesicht der Stadt. Solche Möglichkeiten hat der Rundfunk nicht, obwohl seine Finanzen besser fundiert sind als die manches historischen Fürstehofes.

Er bleibt architektonisch schmucklos, und das Leben im Funkhaus ist völlig unfestlich. Aber er bildet in der Sendestadt ein geistiges Zentrum, das alles an sich zu ziehen vermag. Wer würde sich heute noch verschließen, wenn der Rundfunk ruft?

Breslau kann durch den schlesischen Rundfunk ein Kulturzentrum werden wie noch nie in seiner Geschichte. Dabei hat dieser neue technische Apparat, der sich des saubersten Mittels, der Ätherwellen, bedienen darf, den kulturgeschichtlichen Vergleichen gegenüber den unvergleichlichen Vorteil, daß die Sendewelle nicht gebunden ist an Stadtgrenzen, Provinzgrenzen, Landesgrenzen. Der Groß-Sender spricht nicht zu Breslau, sondern zu Schlesien, und von Schlesien zu Deutschland und zur Welt.

Dieser Groß-Sender ist die Gewähr für die Zukunft, daß die schlesischen Sender in ihrer Eigenart erhalten bleiben. Die Anhänger der Zentralisation hätten gern den deutschen Sendebetrieb vereinfacht, einige Provinzsender zu Zwischensendern gemacht. Breslau hätte dann nur noch die Stimme der Landeshauptstadt weiterzugeben gehabt. Schlesischer Behauptungswille führte zur Beibehaltung der beiden schlesischen Sender und zum Bau des Groß-Senders. Damit sind die technischen Bedingungen für die nächste Zeit erfüllt.

Dieser Groß-Sender erhält seine Lebensberechtigung aus der Betonung der landschaftlichen Eigenart, als ein großer Grenzland-Sender, der die Verbindung mit den deutschen Stammesbrüdern jenseits der Grenzen in Ost und Süd aufzunehmen hat. Er vermittelt die großen Sendungen, die aus den anderen deutschen Gauen kommen. Er will ein Wahrer und Hüter des deutschen und schlesischen Bildungsgutes sein. Aber im Vermitteln und im pietätvollen Aufzeigen des Vorhandenen kann sich seine Aufgabe nie erschöpfen, wenn er wirklich kulturbildend sein soll. Seine letzte Existenzberechtigung liegt im Neuschöpfen.

Der Breslauer Sender ist einer der ersten gewesen, die sich für die Herausarbeitung einer eigenen Funkkunst eingesetzt haben. Das rein Akustische des funkischen Geschehens führt von den bisherigen Formen weg zur Forderung eines Hörwerkes, das sich steigert zu einer künstlerischen Hörsymphonie, deren Bestandteile aus Wort und Musik gemischt in immer neuer Struktur erscheinen. Neue Männer traten auf den Plan, die diesen Weg mitgingen. Es sei der vielen Versuche zur Schaffung eines funkgerechten Hörspieles gedacht, um das sich viele junge Schriftsteller bemühten. Zog hierzu der Breslauer Sender Künstler aus allen Teilen Deutschlands heran, so beschränkte er sich bei der Schaffung von Hörformen mit typisch schlesischem Gehalt auf heimische Kräfte. Neue Namen sind aufgetaucht, andere haben erst durch den Rundfunk ihre letzte Bestätigung gefunden. Eine Schar von Künstlern ist durch die schlesischen Sender geweckt und gesammelt worden, die Vorhut jener größeren Schöpfer, die in Zukunft auf ihren ersten Versuchen weiterbauen können.

Am leichtesten erschließt sich der funkischen Gestaltung die Musik. Die schlesischen Tondichter arbeiteten freudig am Aufbau des neuen schlesischen Kulturzentrums mit. Hermann Buchal schuf ein richtungweisendes Werk: „Der schlesische Psalter“, eine Kantate zu Sprüchen des Angelus Silesius, und die „Symphonische Ballade von Schlesiens Burgen und Klöstern“. Gerhard Strecke komponierte den „Oberschlesischen Tanzreigen“ und eine Carl-Hauptmann-Hörfolge. Fritz Koschinsky erneuerte das alte schlesische

Weihnachtslied „Auf, auf, ihr Hirten!“ zu einem Hörwerk. Unzählbar sind die Tonschöpfungen des jungen Karl Sczuka, des Hauskomponisten der Funkstunde, der wohl bisher sein Bestes gab in der „Schlesischen Kantate“, zu der Ernst Schenke den Text in schlesischer Mundart schrieb. Die Leser dieses Heftes finden an anderer Stelle einige Proben aus diesem Hörspiel. Große Aufgaben stellten sich auch die schlesischen Komponisten Ernst August Voelkel, Johannes Rietz, Hans Sattler, Hans Zielowsky, Johannes Brockt und die Oberschlesier Leo Kieslich und Franz Kauf. Die große Zahl der Komponisten zeigt, wie erfolgreich die musikalische Abteilung in ihrem Suchen nach Eigenwerten des Rundfunks gewesen ist.

Unermüdlich, in immer neuen Abarten vom besinnlichen Ernst zum Derb-Komischen wird das schlesische Hörspiel gepflegt. Schlesische Dialektdichtung wuchert allenthalben, selten treibt sie volle Blüten. Der schlesische Sender hat die Möglichkeit strengster Auswahl. Bestehen kann nur, wer sich in der neuen funkischen Form als schöpferisch erweist. Ernst Schenke und Hans Christoph Kaergel — das sind zum mindesten zwei Dichter, die sich durchgesetzt haben und immer neue Formen finden. Eine mehr literarische Formung eines typisch schlesischen Stoffes erreichte Wilhelm Krämer in seinem „Leben des Johann Christian Günther“.

Die Vortragsabteilung richtete vor zwei Jahren die Einheitswoche ein, in der große Themen geschlossen zur Diskussion gestellt werden. Hier kommen ebenfalls schlesische Themen von den Wirtschaftsproblemen bis zur Volkskunde zur Abhandlung. Ganz folgerichtig soll die Abgrenzung des schlesischen Raumes erweitert werden auf die stammesverwandten Nachbargebiete; dies geschieht zum ersten Male in einer Sudetendeutschen Woche. Im Programm tauchen neben den anerkannten Autoritäten immer wieder neue Namen auf. Hier ist die Möglichkeit für junge aufstrebende Kräfte, sich Gehör zu verschaffen.

Schließlich entdeckte der Rundfunk als seine eigenste Form den Hörbericht, der von der bloßen Ereignisreportage weiterging zum gestalteten Hörwerk. Er drang ein in die Stätten der Arbeit und ließ das dröhnende Lied der Maschinen erklingen, aber er ging auch in die stillen Hütten der Dorf- und Gebirgsbewohner und fing die Stimme des einfachen schlesischen Mannes auf, echt und unverfälscht, wurzelhaft mit der Heimat verbunden. So vereinigt er alle Stände und Schichten miteinander und läßt uns erfahren, wie vielfältig und reich schlesische Eigenart ist. Die Möglichkeit der Schallplattenaufnahme legt dem schlesischen Sender die Ehrenpflicht auf, ein lebendiges Archiv schlesischer Volkskunde zu schaffen, wie es bisher noch niemals denkbar war.

Das Ziel ist klar erkannt. Wer hinter diesen Fahnen marschiert, der weiß, daß es Neuland zu erobern gilt; er weiß auch, daß er nicht nur für Schlesien kämpft, sondern auch für die Auslandsdeutschen, von denen viele den Breslauer Sender als ihren Sender betrachten.

Unsichtbar strahlt der neue Sendeturm in Rothsürben seine Energien in den Raum, ein technisches Wunderwerk. 60 Kilowatt heute, morgen vielleicht schon 150 Kilowatt. Der deutsche Grenzlandsender des Ostens. Die Kräfte rühren sich, die geistige Energien hinter die Technik setzen wollen.

AUS DER KANTATE „ALTWEIBERSOMMER“

Von Ernst Schenke

(In Musik gesetzt von Karl Szuka)

1. Derr ale Weiber-Summer

S'ies sunderboar jitz wu ma gieht und stieht,
Brennt jedes Lüftla tausend weiße Foaden miet.
Doas spinnt ock immer kreuz und quar,
Wu kumma blus die weiße Foaden olle har?
Derr Voater stieht om Goartatoare,
Brennt sich sei Pfeifla oan und spricht: „ju, ju,
Die Puschweibla kämma sich jitz ihre Hoare,
Doo fleugt doas weiße Zeug asu.“
Die Mutter spricht: „Maria spinnt ihr Gornn,
Doo brauch merr nimme lange uuf a Winter hornn.
Maria sitzt om Wiesareene
Und spinnt durt draußa ganz ferr siech alleene.
Und wie se sitzt und sachte spinnt,
Nimmt ob und zu enn Foaden miet derr Wind.“
Derr Grußknecht spricht: „S'ies ale Weiberzeit,
Die ältsta Weibla warn jitz wieder jung,
Und kumma noch amoll ei Schwung,
Und is possiert wull oo mietunder,
Doas eene noch und werd gefreit,
Ju, ju, Ihr Leute, mar derlabt jitz Wunder.
Eim Nupperdurfe drüba woar n Huxt,
Die Braut woar sibzig und derr Bräutjom achtzig.
Die Leute meenta blus: ju, ju, doas macht sich,
Und wetter hoot kee Mensch errscht nich gemuckst.
Woas giehts ins oan — s'ies ju nich inser Kummer,
Imsuste fleugt halt nich derr ale Weibersummer.“

2. Herbstlied

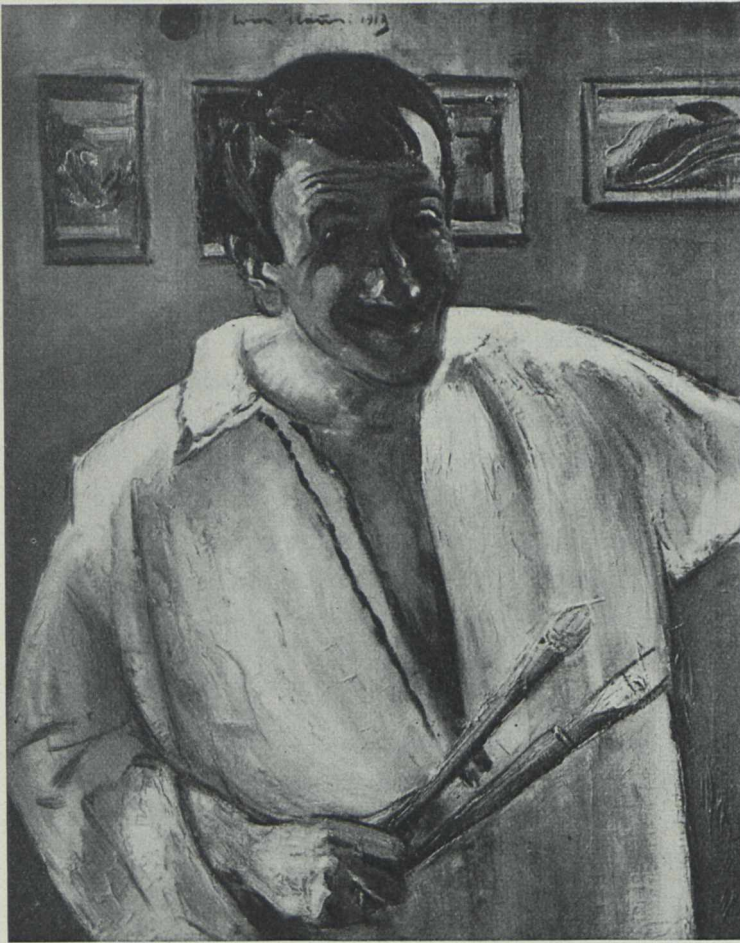
Über die Felder
Derr ale Weibersummer fleugt
Die Welt werd älter,
Viel Pflänzla sein schunt vertreugt.
Weiße Gespinste
Spinna im Wiesè, Boom und Strauch,
Die Zeit, die schinnste,
Die ging vorbei wie a Hauch.

Wie hoot eim Toale
Derr Guckuck laut und kloar gerufft,
Jitz spinnts übroale
Weiß ei derr stilla Luft.
Olls ies verganga
Frühjoahr und Summerlust und Mai,
Jitz zieht mit langa
Schrieta derr Herbst wieder ei.

Lußt ins bedenka,
Doas uff derr Arde nischt bestieht
Ins nei versenka,
Wie olls woas labt, schnell vergieht.

3. Die Zeit der Mäuse

Is Kurn leit eim Bonsem, die Scheune ies vuul,
Jitz tanza die Mäuse, jitz fühl'n se sich wuhl.
Doas wimmelt und wudelt, doas wutscht durch die Tenne,
Doas ies a Gelofe, doas ies a Gerenne.
„Jitz sein merr doo!“ spricht n ale Maus,
„Jitz hott err ins hinne,
Und gleebs ock, Ihr kriggt ins nich glei wieder naus.
Mir honn nämlich hier noch viel Schienes eim Sinne.
Ihr braucht nich erschrecka
Mir loon ins blus Euer Getreide schmecka.
Getreide schmeckt gutt,
Wenns überhaupt asu prächtig wie heuer gerutt'.
S'ies werklich n Lust mit dan prächtiga Aehn,
Ihr hott se geernt't und mir warn se verzehn.
Zahntausend Mäuse, — und sein se o kleen
Die fäga Euch schunt Eure Tenne reen.
Ihr schützt Euern Bonsem mit neunerlee Zweiga,
Und denkt, Ihr kinnt ins uff die Oart verjoan.
Ins kinnt err zwölferlee Hölzla zeiga,
Doo werd err noch immer kee Glücke hoan.
Ihr kummt ei die Scheune und strät Strichnin,
Imsuste, Ihr hätt Euch nich braucha bemüh'n.
Merr kenna die Giftla, mir honn schunt Erfoahrung,
Ins kinnt err nich reiza mit sichter Noahrung.
Ihr macht Eure Kotza und Koater mobil
Mir frähn ins schunt uff doas Fanglausspiel,
Mir honn keene Angst nich verr Koatern und Kotza
Mir sacka ins jitz insre Bäuchla vul,
Ihr schimpft und Ihr roast, aber mir fühl'n ins wuhl,
Mir mohlsta hier hinne jitz bis merr plotza.



Wilhelm Claus: Selbstbildnis

Aus der Claus-Ausstellung, die das Museum der bildenden Künste zur Feier des 50. Geburtstages dieses 1914 verstorbenen Malers veranstaltet

Wäschepuff aus Sisalflechten des Neusalzer Arbeiterfleißes

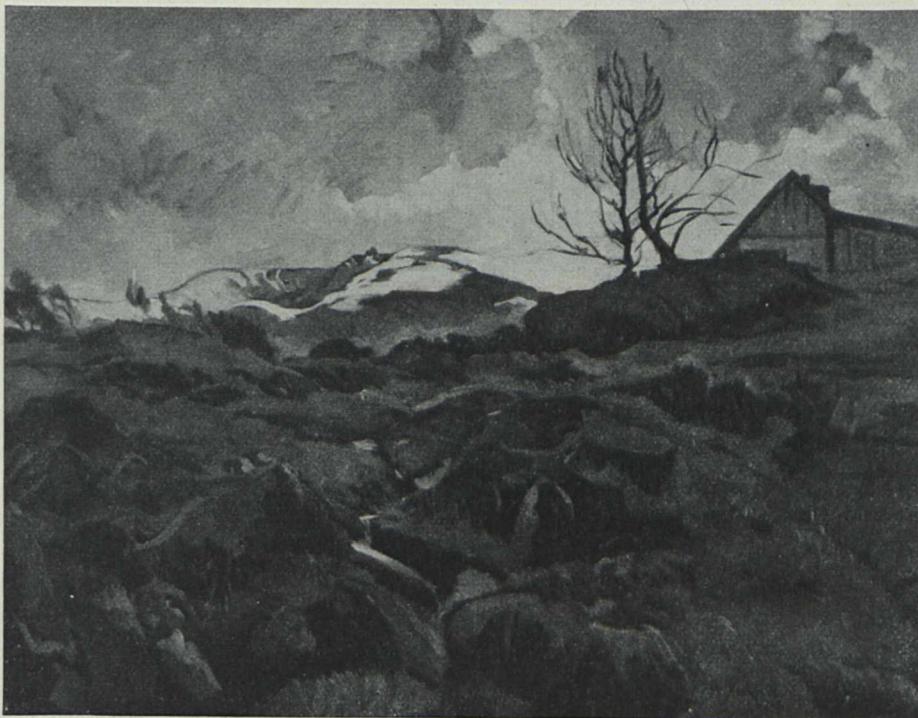


Aus der Ausstellung:
Volkskunst, Hausfleiß und Handwerk
im Hause Wertheim

Aus der Herbstausstellung
des Künstlerbundes:
„Künstler
in und aus Schlesien“



Erwin Merz: Meine Großeltern



Alfred Nickisch:
Blick auf die
Schneegruben

Zu Ehren des
60. Geburtstages
des Künstlers hat
der Künstlerbund
Schlesien
im Rahmen seiner
Herbst-Ausstellung
eine Sonderschau
Alfred Nickisch
veranstaltet

BEGEGNUNG MIT TIEREN

Von Dorothea Werner

Der erste Eindruck, den eine Persönlichkeit auf uns macht, ist meistens ausschlaggebend für unser weiteres Verhältnis zu ihr. Das gilt nicht nur vom Menschen. Noch heute werde ich bei Annäherung an eine Gänseherde von unleugbarer Schüchternheit ergriffen, besonders, wenn ein alter Gänserich dabei ist. Und das kommt daher, daß mich vor vielen Jahren, als ich noch klein war, ein solcher Gänsevater, schwer und fett von Statur, ohne ersichtlichen Grund böse angezischt hat. Ich sehe noch heute die hellwachen Augen in dem glatten, weißen Kopf, den lang ausgestreckten Hals, den geöffneten Schnabel, aus dem der unangenehme, so gar nicht vogelmäßige Laut kam. Ich wich schrittweise zurück, voller Angst — wie vor einem Gespenst, das langsam näher kommt. Ich wußte ja gar nicht, ob dieses langsame, schrittweise Näherkommen nicht plötzlich in einen Springflug übergehen würde. Die Flügel fingen schon an, sich ruckweise zu heben. Ich kam zwar mit vollkommen heiler Haut davon, aber nachmals sind noch verschiedene Regenschirme im Kampfe gegen Gänseväter geknickt worden, und ich habe niemals den wohlgemeinten Rat: Pack ihn doch einfach an der Gurgel, wenn er dich anzischt! in die Tat umzusetzen gewagt.

Anders erging es mir mit der Ente. Allerdings war das erste Exemplar Ente, das ich kennen lernte, ein kleines, flaumiges Küken, kürzlich erst erbrütet und von drei Geschwistern allein übrig geblieben. Die klugen Menschen meinten, daß es in ein paar Stunden auch eingehen würde. Das Küken saß vollkommen zusammengesunken als winziges graues Etwas in einer Kiste, als ich hereintrat. Ich streckte den Finger aus und kralte das Etwas da, wo man den Kopf vermuten mußte. Da zuckte es in den Federn, und ein funkelndes Auge tat sich auf. „Piep“ sagte das Wesen. Ich kralte weiter. Als ich mich nach einer Weile entfernen wollte, erhob sich in der Kiste ein mörderliches Geschrei. Ich kehrte zurück und fand das Küken auf zwei platten Füßchen stehend. Es hielt Ausschau nach mir. Ich nahm es heraus. Das Geschrei verstummte sogleich, und die Freundschaft war geschlossen.

Von da an steckten wir täglich zusammen — die Ente und ich. Wenn ich durch den Garten ging, holperte und stolperte sie hinter mir her. Ich hätte sie treten können, denn sie lief immer zwischen meinen Beinen durch, und man konnte sie in dem hohen Grase ganz aus den Augen verlieren, wenn sie nicht so stimmbegabt gewesen wäre! Aber ihr Geschrei verriet sie immer. Mit Vorliebe saß sie auf meinem Schoß oder in meiner Hand. Ich trug sie in der Schürze mit mir herum. Die klugen Menschen hatten sich getäuscht. Sie dachte gar nicht daran, einzugehen. Sie hatte ja jetzt jemanden, den sie tyrannisieren konnte. Und das erhält bekanntlich frisch und munter. Man muß es zugeben: Sie tyrannisierte mich.

Sie wollte überall hin mitgenommen werden. Wo sollte ich sie aber hinstecken, wenn ich zum Bäcker ging? Deshalb entfernte ich mich heimlich, nachdem ich sie auf allerlei Weise in Sicherheit gewiegt hatte. Frohgemut schritt ich die Dorfstraße hinunter und war schon eine Weile außer Sicht des Hauses, da hörte ich plötzlich einen feinen Laut —

sehr entfernt. Sollte — ich blieb stehen und sah mich um. Es war nichts zu erblicken. Leer und heiß erstreckte sich die sonnenüberflutete Dorfstraße. Doch nein! Ganz hinten kam ein winziges, dunkles Etwas mit dünner, hoher Stimme schreiend zwischen den tiefen Radspuren mitten auf der breiten Straße herangehastet. Meine Ente. Sie fiel hin, raffte sich wieder auf, überschlug sich und hielt endlich hochgereckten Kopfes und außer Atem vor mir still. Da war sie. Natürlich nahm ich sie mit zum Bäcker.

Ja, sie tyrannisierte mich. Es wurde mir unmöglich, mit anderen Kindern zu spielen. Erstens hätte ihr dabei leicht etwas passieren können und zweitens — Freundschaften isolieren einen sehr häufig, wenn der Freund bei den anderen Leuten nicht beliebt ist. Und beliebt war die Ente nicht, das muß leider gesagt werden. Sie besaß nicht nur ein entzückend weiches Gefieder, nicht nur funkelnde Augen und ein breites Schnäbelchen, das dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von unschuldiger Schlaueit verlieh — nein, sie besaß auch jenen typischen Entengeruch. Jenen Geruch, der sich allen Dingen und Personen unweigerlich mitteilt und nur schwer zu entfernen ist. Viele konnten diesen Geruch einfach nicht ausstehen. Mich störte er nicht.

Der Hund, den ich damals kennen lernte, war nicht halb so treu wie diese Ente. Er war auch nicht gelehrig, wedelte niemals mit dem Schwanz, wenn man in seine Nähe kam, sondern bellte jeden mit tiefen, knurrenden Lauten an, sollte bissig sein und wurde an dicker Kette gehalten. Seine Rasse ließ sich nicht bestimmen. Lange, zottige Haare, hängende Ohren, kurze Beine, gestutzter Schwanz und stechende Augen. So sah er aus.

Ich wußte lange Zeit nicht, was ich von ihm halten sollte. Der große, hohe Schuppen, in dessen Tür er angebunden war, warf einen tiefen Schatten über ihn und vergrößerte mit seiner Höhlung das Gebell wie ein Resonanzboden. Diese Umgebung machte den Hund noch geheimnisvoller und unbehaglicher, als er so schon war. Ich pflegte in großem Bogen um ihn herumzugehen.

Da war es schon angenehmer, mit den niedlichen Ferkelchen zu spielen, die im Schweinekoben um ihre Mutter wimmelten. Ich mußte bei ihrem Anblick immer an gekochten Schinken denken. Die Erwachsenen fanden das unverständlich und sagten, ihnen verginge bei dem Schmutz der Appetit. Manchmal wurden die Ferkelchen auch in den Garten gelassen und rannten dann grunzend zwischen den entsetzten Ziegen hin und her. Beim Eintreiben durfte ich helfen. Einmal fehlte eins von den Ferkelchen. Es wurde lange gesucht.

Ich hatte schon Hof und Garten mehrmals vergeblich durchstreift, da wurde ich durch einen eigentümlichen Geruch in die Nähe des Schuppens gezogen. Und hier bot sich ein schauerliches Bild. Der Hund hielt eine Mahlzeit ab. Blutige Knochen und ein Fleischfetzen mit einem kleinen geringelten Schwänzchen dran zeigten deutlich, welcher Art diese Mahlzeit war. Ich brauchte nicht weiter nach dem verschwundenen Ferkel zu suchen. Vor Schrecken blieb ich regungslos stehen. Der Hund saß aufrecht auf den Hinterschenkeln und leckte sich mit der großen, roten Zunge genießerisch das Maul. Seine Augen sahen mich aufmunternd an und schienen zu sagen: „Nur heran! Mit Dir werde ich auch noch fertig!“

Die Sonne brannte auf das zerrissene Ferkel. Ein unangenehmer Duft verbreitete sich, der, mit dem säuerlichen Holzgeruch des Schuppens gemischt, in meiner Erinnerung immer auftaucht, wenn ich einen fressenden Hund sehe. Der Übeltäter selbst war mir aber nach diesem Erlebnis nicht mehr so unheimlich wie früher. Nun war sein Charakter klar. Und das war für mein Empfinden noch nicht der schlechteste. Dieses unschöne Rassegemisch von Hund besaß eine reine, gesunde, unverfälschte Wolfsnatur. Ich ging seither in noch größerem Bogen um ihn herum.

Aber es gab auch kompliziertere Charaktere unter den Tieren. Manchmal, wenn man lesend oder ruhend im Garten saß, konnte man durch das geöffnete Stubenfenster ein eigentümliches Klavierspiel hören. Da klang eine seltsam hüpfende Melodie in den Garten hinaus, vom Subkontra A bis zum viergestrichenen A über die ganze Klaviatur auf und nieder, wie mit Samtfingern leise angeschlagen. Als ich das zum ersten Male hörte, schlich ich an das Fenster und guckte vorsichtig hinein. Siehe da — es war die Katze, die das Offenstehen des Klavierdeckels benutzte, um einer einsamen Liebhaberei nachzugehen. Manch ein menschlicher Klavierspieler hätte sich ein Beispiel nehmen können an der sinngemäßen, wohlgeformten Bewegung, mit der die Katze ihre weichen Pfötchen auf die Tasten — nur auf die weißen — niedersetzte. Es kam ein unvergleichlicher Pianoanschlag zustande.

Man konnte dieses zarte Spielen auch oben auf dem Kornboden hören, wo ich manchmal stundenlang regungslos wartete, um eine der vielen Mäuse zu Gesicht zu bekommen, die unaufhörlich unter den Halmen raschelten und piepten. Das Klavierspiel schienen sie nicht zu bemerken. Aber als es aufhörte, wurde es plötzlich totenstill auf dem Boden. War das Zufall? Oder kannten sie die Liebhaberei ihres Feindes und wußten, daß sie sicher waren, solange die Töne klangen, und schleunigst in ihre Löcher verschwinden mußten, sobald sie aufhörten?

Ich hätte nicht geglaubt, daß man von einer Katze Klavierspielen lernen könnte. Aber es gibt ja so vieles, was man von Tieren lernen kann. Nun, wir haben gelernt vom jagenden, rennenden, springenden, schwimmenden, fliegenden Tiere und haben uns die erworbenen Kenntnisse zunutze gemacht. Heute wäre es vielleicht an der Zeit, vom ruhenden Tiere zu lernen. Nicht vom schlafenden. Ein wenig von dieser Kunst des Ruhens hat mir die kleine Ente, der achtungsgebietende Hund, die zierliche Katze, haben mir die Ziegen, Schweinchen, Gänse beigebracht. Ich konnte ja damals — der Ente wegen — nicht mit Kindern spielen.

Ich mußte mich an die Tiere halten. Ich lag mit ihnen im Grase, wir atmeten, der eine schnell, der andere langsam, jeder in seinem Rhythmus, wir sonnten uns, wir rutschten in den Schatten, wenn es uns zu heiß wurde, wir plusterten uns auf, wir putzten uns, wir jagten die Fliegen weg, wir schliefen nicht, o nein, wenn es Futter gab, waren wir sofort auf den Beinen, ich zum Beispiel konnte sehr gut aus anderen Geräuschen heraushören, wenn irgendwo, ziemlich entfernt, eine große Eierpflaume vom Baume fiel. Wir grübelten nicht, wir langweilten uns nicht, dazu hatten wir vor Lebendigsein gar keine Zeit, wir ließen uns langsam und unmerklich in den großen, vibrierenden Kreis ziehen, den das Leben um alle seine Geschöpfe schließt.

Musik

Neuinszenierungen

An Stelle des empfehlenden Vermerks „Neueinstudierung“ ist das Reklameschlagwort „Neuinszenierung“ getreten. Es sind verschiedene Gründe für die früher nicht gebilligte höhere Rangstellung der Inszenierung vor der musikalischen Darstellung vorhanden. Was sich bei Schauspiel und Film als zeitgeforderter Darstellungsstil herausgebildet hat, wurde auf die Oper übernommen. Der alte Opernregisseur — der invalide Baß- oder Tenorbuffo — verschwand, man zog den Schauspielregisseur oder den durch eine akademische Regieschule gegangenen Inszenator für alles heran. Auch der von Literaten entfesselte, von einer musikalischen Camerata weitergeführte Streit um die Existenzberechtigung der Oper hat den Auführungsstil beeinflusst. Was Operndichtung und Opernmusik nicht boten, sollte durch eine möglichst subjektive Szenengestaltung wettgemacht werden. Wenigstens in Deutschland ging man diesen Weg. Die Mailänder Scala zeigte bei ihrem Gastspiel in Berlin unter Toscanini nicht die geringsten neuen Regieimperative. Sie spielte wie früher vor ihren alten, gemalten Kulissen, begnügte sich mit primitiver Illusionstechnik und legte, bis zum letzten Nerv von Musik erfüllt, allen Nachdruck auf die musikalische Wiedergabe. Mit der Umstellung der Regie ist der Bühnenmaler zu einer wichtigen Persönlichkeit des Operntheaters geworden. Der neue Regisseur konnte sich nicht eine „Ausstattung“ in einem „Atelier“ bestellen, die serienmäßige Anfertigung von Bühnenbildern hörte auf; denn der Regisseur wurde mit seinen Darstellungsabsichten der Inspirator des Malers, den er als ständigen Mitarbeiter zur Seite haben mußte. Als man dann die Gegensätzlichkeit, die sich als Folge der neuen Orientierung oft zwischen Regisseur und Kapellmeister einstellte, bemerkte, zog man eine — heute allerdings schon wieder aufgegebene — neue Konsequenz: man übertrug die Regie dem Kapellmeister und hoffte auf diese Weise zu einer Einheit der Wiedergabe zu kommen. Denn um die Einheit geht es letzten Endes. Gewiß, auch heute noch würde eine Operaufführung von starken musikalischen Qualitäten, auf glanzvolle Stimmen und Gesangskünstler gestützt, trotz altmodischer Inszenierung Erfolg haben. Aber auch in dem Laien hat sich doch eine gewisse Empfindlichkeit für den schauspielerischen Stil einer Operaufführung und für den Ausdruck des Bühnenbildes herausgebildet. Wenn die Neuinszenierung des „Freischütz“ am Breslauer Stadttheater umstritten wird, so handelt es sich um die Frage: Ist eine Einheit erreicht oder zerstört worden? Webers „Freischütz“ gehört wie Beethovens Fidelio zu den musikalisch-dramatischen Werken, in denen sich Stilmerkmale des Singspiels mit denen der großen Oper mischen. Diese Grenz- und Mischfälle stellen dem Regisseur Probleme. Deutliche Abgrenzung der Elemente würde den Einzelszenen klares Gepräge und

Geschlossenheit geben, das Ganze aber nicht zusammenfassen. Durch Nivellierung müssen die Szenen an eigentümlichem Ausdruck und damit an Wirkung verlieren. Zu beachten bleibt ferner, wie sich der Kapellmeister zur Musik stellt; ob er in betonter Weise auf den Sinn der musikalischen Nummern eingeht, diese deutlich abgrenzt, als „Stücke“ spielt, oder ob er die ganze Musik einer solchen Oper symphonisch erfaßt und aus den Einzelformen eine übergeordnete Großform herzustellen sucht. Es kommt letzten Endes auch darauf an, ob der Komponist die Ausdruckselemente von Singspiel und großer Oper gemischt hat. Will man für Hartmanns Regiegedanken dem „Freischütz“ gegenüber eine Formel suchen, so kommt man zu dem richtungbestimmenden Worte: Realistik. Das Volksleben auf dem dörflichen Schützenfest, die Szenen im Försterhause, das Jägerlager, alles erfährt realistische Darstellung. Aber auch in den romantischen, von Geisterhauch umwehten Szenen bleibt im Spiel der Darsteller das realistische Prinzip bestehen. Der Erfolg? Ein dramatisch höchst bewegtes, kraftvolles, fortreißendes Schauspiel. Der Bühnenmaler, Wildermann, geht andere Wege. Im Bilde des ersten Aktes herrscht der romantische Gedanke, die von der Samielmusik inspirierte Vision, vor. Trotz der im Bühnenvordergrunde stehenden Schänke, trotz der Festtribüne, die wie abgezogene Konzessionen an die Realistik wirken, behält die Phantastik düstere Geltung. Sie drückt schwer auf das Spiel und verhindert im Zuschauer das Aufkommen einer einheitlichen Stimmung. Die Teilung des Bühnenraumes im Forsthouse läßt sich vom Text, von der Situation her rechtfertigen, am überzeugendsten von Hartmanns Spielordnung aus. Aber niemals durch Musik. In dem Forsthouse werden Arien gesungen. Über den Sinn der Arie braucht man nicht zu streiten, er ist durch Inhalt und Form unzweideutig bestimmt. Der Hörer soll ganz und gar auf die Musik der Arie konzentriert werden. Wird die Sängerin während der Arie von Schauspiel zu Schauspiel gejagt, so kann diese Konzentration niemals eintreten. Die Wiedergabe der Freischützmusik durch Generalmusikdirektor von Hoeßlin ist außerordentlich fesselnd, aber sie ist, ganz dem Stile der Oper entsprechend, nach der Struktur der Nummern orientiert, und auch dadurch ergeben sich zwischen Regie und musikalischer Darstellung Diskrepanzen. Der neue „Freischütz“ im Breslauer Stadttheater läßt sich also so charakterisieren, daß Regisseur, Bühnenmaler und Kapellmeister, jeder für sich, Bedeutames bieten. Eine Einheit ist aber nicht gefunden worden.

Etwas darf Hartmann nicht vergessen werden; er hat den meist vernachlässigten Dialog scharf unter Zucht genommen. Die Dialogszenen behaupten sich neben den musikalischen. Die Agathe und das Änchen sind von neuen Kräften besetzt.

Das Engagement von Frida Elström ist von der Intendanz als besonderer Glücksfall gepriesen worden. Das läßt auf sehr bescheidene Ansprüche schließen. An der Stimme Frida Elströms ist infolge unvollkommener Durchbildung zur Zeit nur die Mittellage wertvoll. Sie strömt in edlen, breiten Tönen aus. Bei schnellen Tonfolgen verliert sie an klanglicher Konzentration. Die Höhe wird technisch falsch behandelt, sie klingt darum mühsam und scharf. Erscheinung und Spiel wirken angenehm. Stimmlich und gesangstechnisch konnte die neue Soubrette Wally Mittelstädt befriedigen; aber wie wird der Kapellmeister mit ihr auskommen? Schon in der zweiten Aufführung war sie musikalisch ungenau; in der dritten brachte sie im zweiten Akt das Ensemble geradezu in Gefahr. Eine darstellerische Neuschöpfung von packender Eigenart ist der Kaspar Andras, recht gut hält sich — auch schauspielerisch — Rudolf Streletz als Max.

Die zweite Neuinszenierung galt einer alten Operette, dem „Opernball“ von Heuberger. Sie läßt die Hoffnung aufkommen, daß man nicht wie in den letzten Jahren die Stilwerte der älteren Operette durch Verquickung mit Revueaufputz vernichtet. Immerhin sollte sich Herr Jacob, der

für die Inszenierungen der klassischen Operette in Aussicht genommen ist, sagen, daß die Operette in jedem Falle elegante Parodistik und Temperament verlangt. Grade das Temperament fehlt der Ausführung des musikalisch gehaltvollen Heuberger'schen Werkes. Die neuen Anwerbungen für das Operettenensemble sind gutzuheißen. Ellen Pfitzner ist eine vornehme, gesanglich kultivierte Sängerin. In der Darstellung liegt etwas Verhaltenes, eine Diskretion von apertem Reiz. Mit einer sehr hübschen Tenorstimme und angenehmen Spielmanieren stellte sich Ernst Renzhammer vor. Es ist notwendig, daß man sich — nicht nur in der Presse, sondern auch im Theater — mit den Problemen der Neuinszenierungen aufs gründlichste auseinandersetzt. Subjektivistische Regie ist heute nicht mehr das anziehendste Darstellungsmittel, sondern die Einheit der Form, in der ein Werk vor das Publikum gebracht wird, und diese Einheit läßt sich nur vom Wesen des Werkes ableiten. Stilbegriffe beruhen nicht auf darstellerischen Visionen der getrennt nebeneinander arbeitenden Aufführungsleiter, sie liegen im Schöpfungsprozeß und im Schöpfungsergebnis.

Rudolf Bilke

Theater

Schauspiel

Das Tahlia-Theater, das seit Jahren nur noch mit Unlust betreten wurde, weil sein morscher Zirkusbau jede Stimmung erschlug, ist nun als Gerhart-Hauptmann-Theater aus dem Umbau wiedererstanden und unser schönster und zweckmäßigster Zuschauerraum geworden. Die Geschichte des Breslauer Theaterwesens wird der Volksbühne, der Eigentümerin des Hauses, für diese Tat Kränze flechten: eine Tat, zu der in dieser Zeit Mut und Opfersinn, Zähigkeit und Zuversicht nötig waren. Nun lebt man auf in den geräumigen Umhängen, in dem weitgeschwungenen, großflächig getönten Rund des Zuschauerraums. Unser Schauspiel ist endlich von einem Raume befreit, dessen Äußeres mit seiner Bestimmung in grobem Mißklange stand.

Die Breslauer Gerhart-Hauptmann-Ehrung hatte in der Eröffnung und Namengebung des Hauses ihren Mittelpunkt, künstlerisch begangen mit einer Aufführung des Glashüttenmärchens, die sich nicht mit großen Gastdarstellern zierte, sondern das einheimische Ensemble zur stärksten Kräfteanstrengung trieb. So war es echt und sinnvoll. Denn auch Angela Salloker, die vom Münchener Staatstheater für die Pippa beurlaubt wurde, war nicht Gast, sondern noch heimisch auf der Bühne, die sie erst im Juni verlassen hatte. Intendant Barnay hatte mit der Wahl dieses immer wieder problematischen Bühnenstoffes gerade das Ungewöhnliche und Einmalige des Abends betont; und die Wirkung rechtfertigte es, daß man nicht bequeme Wege zum festspielmäßigen Erfolg suchte. Der fein gearbeiteten, von der Zwielflichtstimmung zwischen Wirklichkeit und Märchen erfüllten Aufführung brachte die neue Schauspielmusik von Edmund Nick starken Gewinn mit ihren eigenartigen Gedanken und szenisch empfundenen Klangmitteln. Nach dem tiefen Eindruck dieser Pippa-Aufführung war der unmittelbare Anschluß

der „Versunkenen Glocke“ ein Spielplanfehler, der durch die etwas robuste, die Linien vergröbernde Inszenierung sich noch unvorteilhafter auswirkte. Im Lobe-Theater begann man mit Freytags „Journalisten“ unter der Führung des neuen Regisseurs Schultze-Griesheim und ging dann gleich an eine Neuheit des Jungösterreichers Hermann Heinz Ortner, die eben im Burgtheater herausgekommen war. Der „Schuster Anton Hitt“ wurde, merkwürdig genug, kein Erfolg bei einem Publikum, das österreichischer Theaterkunst sich gern erschließt. Aber dieses Dorfdrama des Landmanns von Billinger ist nicht wie dessen „Rauhacht“ ein kühnes Fresko mit frischem Erdgeruch; es ist zuviel beladen mit Milieu und nimmt mit Episoden mehr Teilnahme in Anspruch, als für die Wirkung des Wesentlichen gut ist. Ortner hat mit diesem Drama eines Dörfers — den die Berührung mit der Stadtatmosphäre zum Verbrecher im Gedanken werden läßt und der mit der Geliebten, dem in der Stadt verdorbenen Landmädchen, gemeinsam den Weg der Sühne findet — neue Bahnen beschritten, die von seiner bisherigen Legendendramatik abführen. Noch ist die Freude an ländlicher Zustandsschilderung größer als die Kraft der zwingenden Ideegestaltung; aber die Quellen dieser dramatischen Begabung fließen aus dem Volksboden, und sie sind ergiebig. Unser Theater hat von den drei Jungösterreichern Mell — Billinger — Ortner den ersten bisher ganz vernachlässigt, vom zweiten wohl die „Rauhacht“ in unvergeßlicher Aufführung gebracht; so war die Bekanntschaft mit Ortner notwendig, und sie wird fortgesetzt werden müssen.

Barnays Ensemble zeigte in diesen vier ersten Arbeiten schon die Hauptzüge seiner neuen Zusammensetzung. Auf der männlichen Seite erwies sich der von Augsburg gekommene Werner Jung in der lichtvollen Darstellung des Michel Hellriegel

als ebenso wertvoller Zuwachs wie Ulrich Arie vom Hamburger Schauspielhaus, ein geist- und willensmächtiger Meister Heinrich in der „Versunkenen Glocke“. Ruth Albu, die aus Berlin zu uns kam, hat mit dem ihr wesensfremden Rautelein noch nicht ihren darstellerischen Charakter äußern können. Vom Wiener Volkstheater übernahmen wir Marion Leporini, mit der Anna in Ortner's Schauspiel als starke Begabung erkennbar. Das Bild der neuen Kräfte und ihre Auswirkung im Ensemble wird sich erst nach weiteren Arbeiten runden; daß Barnay wiederum glückliche Hand hatte, scheint nicht zweifelhaft. Der Spielzeitbeginn hat eine neue Bühne an die Arbeit geführt. Die im Frühjahr gegründete nationale Besuchergemeinschaft „Deutsche Bühne“ wollte ursprünglich wie die anderen Organisationen bei den Vereinigten Theatern ihre Vorstellungen belegen und ihre Spielplanwünsche verwirklichen. Die Verhandlungen scheiterten jedoch an technischen Fragen. So entschloß sich die neue Gemeinde, in dem für Theaterzwecke

ausgestalteten Kammermusiksaal des Konzerthauses „Kammerspiele“ mit eigenem Ensemble zu eröffnen, die Walter Bäuerle leitet, der von seiner verdienstvollen Tätigkeit an den Vereinigten Theatern gut bekannte Schauspieler. Man begann mit einem Stück, dessen sich das Breslauer Theater längst hätte annehmen müssen, mit Rudolf Fitzeks oberschlesischem Schauspiel „Volk an der Grenze“, das im März 1931 in Oppeln zum ersten Male gespielt wurde. Es ist dramatisierte Zeitgeschichte aus dem stofflichen Umkreis des Ulitzprozesses; und es ist trotz mancher Unfertigkeit der Gestaltung doch auch mehr: Tragödie des deutschen Grenzmannes, Schicksalsbild des Mannes aus zwiefachem Blute, der sein Bekenntnis zum Deutschtum zwischen Haß und Verknennung, Schwäche und Verfolgung still und groß behauptet und sich opfert. Die Aufführung hatte starke Wirkung bei aller Unausgeglichenheit der noch nicht eingespielten Truppe; sie lehrte zugleich, mit wie einfachen technischen Mitteln auszukommen ist. Adler

Bildende Kunst

Der September brachte als wichtigstes Kunstereignis die Ausstellung Volkskunst, Hausfleiß und Handwerk im Hause Wertheim. Die Ausstellung war vorher in Berlin gezeigt worden, aber — wie das so oft zu gehen pflegt — ohne Berücksichtigung Schlesiens. Es ist das Verdienst des Schlesiendienstes und ihres umsichtigen Geschäftsführers, Herrn Direktor Glaeser, daß die Sammlung bei ihrer Wanderung nach Breslau um das heimatliche Material bereichert wurde. Man hat auch das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer herangezogen, um eine historische Abteilung anzugliedern, welche die Bodenständigkeit schlesischen Kunsthandwerks zeigt. So ist nunmehr eine Ausstellung zustande gekommen, der von seiten der Behörden und des Publikums mit Recht das größte Interesse entgegengebracht wurde. Denn einmal kommen gerade in dem Zurückgreifen auf die Volkskunst Tendenzen unserer Tage zum Ausdruck, die der Kunst wieder in stärkerer Weise eine Verwurzelung mit der heimatlichen Scholle zu geben bemüht sind. Dann aber liegen in der handwerklich-künstlerischen Betätigung Möglichkeiten, die mit den innersten Nöten unserer Tage verknüpft sind, mit ihrer wirtschaftlichen Krise, mit ihrer immer furchtbarer werdenden Arbeitslosigkeit. Indem man diese Kreise nicht mehr einer zermürbenden Untätigkeit überläßt, sondern ihnen eine Arbeit zuweist, kommt man zu einer Wiederbelebung handwerklichen Fleißes unter möglichst großer Einschaltung von Arbeitskräften, im Gegensatz zu der maschinellen Herstellung, die den Arbeiter reduziert. Das ganze Problem erscheint uns als so wichtig, daß es in einem der späteren Hefte gesonderter Betrachtung unterzogen werden soll, wobei vor allem der schlesische Anteil an diesen Fragen beleuchtet wird. Heut geben wir nur eine Abbildung (S. 360) aus dem Neusalzer Arbeiterfleiß, der seit kurzem, von Bürgermeister Tröger betreut, unter der tatkräftigen Leitung von Frau Rodewald rüstig vorwärtsschreitet. Über die anderen Ausstellungen kann ich heute nur kurz berichten und mit den Abbildungen auf Seite 360 und 361 nachdrücklich auf sie hinweisen,

weil sie bei Abschluß dieses Heftes teilweise noch nicht eröffnet waren.

In einigen Räumen des ersten und zweiten Obergeschosses des Museums der bildenden Künste — sie sind dem Museum hinzugewonnen worden —, wird eine Ausstellung unter dem Titel „Das Schlesische Porträt“ eröffnet, die sich dem Programm der Schlesischen Tage dieses Sommers organisch anreihet. Was ich durch die Liebenswürdigkeit von Herrn Dr. Nickel, der diese Ausstellung zusammengestellt hat, schon vorher zu sehen bekam, war sehr vielversprechend. Es zeigte vor allem, daß wir hier in Schlesien seit dem 16. Jahrhundert eine niemals abreißende Porträttradition besitzen, die uns die Bildnisse sowohl der führenden Persönlichkeiten wie des einfachen Bürgers getreu und zugleich künstlerisch geschmackvoll zu geben weiß.

Die Ausstellung des Künstlerbundes, der seit kurzem unter der Leitung des Bildhauers Myrtek steht, eröffnet seine Herbstausstellung in den Räumen des ehemaligen Generalkommandos unter dem Titel: „Künstler in und aus Schlesien“. Sie hat diesmal außer unseren heimischen Kräften eine Reihe heut auswärt's lebender Künstler eingeladen, weil auch hier das Bestreben vorlag, dieser Ausstellung angesichts der Schlesischen Tage ein besonders repräsentatives Gepräge zu geben. Eine Überraschung wird gewiß das lebensgroße Bildnis eines alten Bauern-Ehepaares bieten, das ein bisher noch wenig bekannter Schlesier, der Hirschberger Erwin Merz, gemalt hat und das die Leser auf Seite 361 dieses Heftes abgebildet finden. Wir haben in diesen Blättern schon einige Male auf dieses heute kaum 28 jährige Talent gewiesen, aber der Aufstieg, den der Künstler mit diesen Doppelbildern genommen hat, ist so steil, daß wir nun um so nachdrücklicher seinen Namen zu nennen haben. In jahrelanger geduldiger Arbeit ist dieses Bildnis entstanden, getreu bis in jede Kleiderfalte und jede Holzmaserung, aber andererseits so künstlerisch zusammengesehen, daß diese Detailliebe niemals peinlich wird. Man fühlt sich an Leibl erinnert, ohne damit eine Ab-

hängigkeit behaupten zu wollen; hier ist vielmehr das gleiche, im deutschen Volkscharakter tief verwurzelte Geblüt, das die Dinge mit unbestechlicher Sachlichkeit und zugleich mit seelenvoller Versenkung in sich aufnimmt und vor dem Betrachter in gelassener Ruhe hinstellt. Der Breslauer Museumsverein hat das Bildnis erworben und dem Museum als Leihgabe überwiesen.

Der Maler Wilhelm Claus

Zur Gedächtnisausstellung im Provinzialmuseum

Den äußeren Ablauf seines Lebens spiegeln folgende Daten *): Geboren am 22. September 1882 in Breslau. 1900 kurze Zeit Volontär bei einem Leipziger Dekorationsmaler, dann Studium an der Kunstschule in Berlin (Ph. Franck) mit Abschluß durch Zeichenlehrerexamen 1902. 1903 Akademie in Königsberg (Dettmann, Heichert). 1904 Münchener Akademie (Löffz.) 1905—10: Akademie in Dresden. Meisterschüler bei Bracht. 1907 silberne Medaille der Dresdener Akademie. 1910—14 eigenes Atelier im Grundhof in Nieder-Lößnitz bei Dresden. 1911: Ersten Preis beim Günther-Wagner-Wettbewerb. Preisrichter u. a. Liebermann und Kalckreuth. Im gleichen Jahr kurze Reise nach Holland. 1914 Verleihung des Rompreises. Claus geht zunächst nach Paris, wo er schon am 23. Juni 1914 dem Typhus erliegt.

Die Ausstellung zum 50-jährigen Geburtstag gilt nicht nur dem Schlesier, sie gilt auch, im tragischen Doppelsinn des Wortes : einem Frühvollendeten. Sein hinterlassenes Werk ist an Umfang und Güte bedeutsam. Darüber hinaus dokumentiert es Vorstöße in die Zukunft, um deretwillen der frühe Hingang als geistiger Verlust erscheint. Die Quellen seiner Begabung liegen zutage : Mütterlicherseits entspringen sie in Frankreich. Die Mutter ist eine Geborene von Pigage, aus der Familie des Hofarchitekten Karl Theodors von der Pfalz, Nikolaus von Pigage, dem Erbauer des Schlosses Benrath und Schöpfer der Schwetzingen Gärten. Der Vater ist Breslauer, hat aus Liebe zur bildenden Kunst vom Philologen zum Lehrer in künstlerischen Fächern gewechselt und ist selbst künstlerisch tätig. Die bestimmenden Komponenten im Werk des Künstlers werden sichtbar, wenn man erfährt, welche Meister er besonders verehrte : Cézanne, Manet, van Gogh, Leibl, Marées. Entscheidend ist, daß keiner von ihnen, von seinen Akademielehrern ganz zu schweigen, Wilhelm Claus zum Epigonentum bezwang. Die frühe Eigenart seines Gestaltens, auf der Grundlage eines vorzüglichen zeichnerischen Könnens emporstrebend, prägt sich durch die kaum fünf Jahre freieren Schaffens immer deutlicher. Zunächst überwiegt die auf Zeichnung und Flächenbau ruhende Form, genährt durch den Studienbetrieb der Akademien. Aber schon sitzt alles sicher und eindeutig ; die Bildnisse sind frisch erfaßt, gut in den Rahmen gerückt und schon jetzt irgendwie das Hintergründige der Psyche erfassend : Damenbildnis 1905, Selbstbildnis 1907, Bildnis des Vaters 1908. Beispiel für die Anfänge seines Landschaftsstils der „Rauenstein“ 1907 : geschickte Wahl des Stand-

Eine Sonderkoje soll das Andenken des vor kurzem verstorbenen, in einem Nachruf unseres Juliheftes gewürdigten Malers Hugo Petzold wachhalten. Ein zweites Zimmer ist mit den feinfühligsten Landschaftsbildern von Alfred Nickisch gefüllt, der zur Feier seines 60. Geburtstages diese Ehrung empfängt.

Franz Landsberger.

orts, die eine großzügige Aufteilung der Raum- und zugleich Farbflächen zuläßt.

Von der Leibl-artigen Lockerheit des Vaterbildes ist der Übergang zur größeren Zügigkeit der Pinselführung und Gesamtanlage im impressionistischen Sinne ebenso naheliegend, wie er bei der Landschaft schon vorbereitet ist etwa in der Behandlung der Wiese beim „Rauenstein“ und vollends in Skizzen wie den Birken von 1906. Der „herbstliche Garten“ (1909) ist ein klassisches deutsch-impressionistisches Gartenbild, fast wie zur Selbstkontrolle auf solches Können gemalt. Denn bald, mit dem Höhepunkt um 1912, tritt der Zug zur Vertiefung des impressionistischen Gestaltens in der Richtung auf die Formulierung geistiger Zuständigkeit, verinnerlichter, symbolhafter „Stimmung“, kurz, etwas Expressives (um nicht zu sagen Expressionistisches) deutlich in Erscheinung. Bezeichnend dafür, daß Claus (1910) die Eindrücke einer Fahrt im Freiballon sofort künstlerisch zu halten sucht und dabei etwas herauskommt, was an die späten Naturvisionen Munchs erinnert, mit jenem urwelthaften Atem, der das Chaos formt. 1910 auch jene Herbstlandschaft („Novembersonne“), die, wehmütig und hoffnungsvoll zugleich, von souveräner Beherrschung der Mittel zeugt. 1911 der „blühende Garten“, im Besitz des Provinzialmuseums : ein Gestrüpp von Farben und Gerüchen unter einem vorüberschwebenden Himmel von farbigen Düften : ein zarteres Talent berührt sich hier mit dem späteren Corinth und bescheidet sich in seinen eigenen Grenzen : „Regenlandschaft“ 1911. „Kalter Morgen“ 1912 und „Mon repos“ 1912 sind Höhepunkte. Dort der beginnende Tag noch in Starre ; das Eisblumenhafte der kristallinen Einzelformen vibriert bis in den Pinselstrich und bannt so das Ganze zum geschlossenen Ausdruck ; hier Rückfront einer Gartenvilla und ein Stück Park ; Begrenzung des Ausschnitts, Bau der Kompositionsachsen, Kontrastierung der Farbklänge geben einen Zusammenklang, der weit über den Bildbericht hinaus ins „Psychische“ dringt : Hier ist wirklich jemandes „Mon repos“.

Im Bildnis der gleiche Verlauf : 1910 der Herr mit dem rötlichen Bart. Schon er wird nicht mehr in erster Linie „konterfeit“, wie die Dame 1905. In nervöser, zum Aufspringen bereiter Haltung ist er vor den in vielen schwefeligen Tönen zitternden Grund zitiert ; man glaubt, durch Kopf und Mantel schauen zu können, so ohne Schwere ist beides gemalt, fast eine Erscheinung. Erschütternd dagegen das „Bildnis eines kranken Architekten“ (1912). Alles lastet ; die düsteren Farben ziehen, Rauchschwaden gleich, diagonal nach unten ; wie wenn der schwer sitzende Mensch im nächsten Augenblick mit ihnen hinabstrudeln müßte. Das letzte Blut ist auf die Lippen getreten. Das rechte

*) Sie sind einem, nur im Manuskript vorliegenden, Lebensbild des Künstlers von seinem Vater, Dr. A. Claus, mit dessen gütiger Erlaubnis entnommen.

Auge vermag nur mit Anstrengung den Dingen der Welt ein gequältes und wenig wohlwollendes Interesse zu schenken; das linke schaut kaum glimmend aus tief zurückliegenden Räumen. Ein Schicksal steht zur Entscheidung, kein Bild. Diesen transzendenten Zug hat auch das Selbstbildnis von 1913. Der Kopf steht maskenhaft über dem weiß-blauen Hemd. Das grimassierende Lachen ist kein Humor; hinein tickt die abhastende Zeit, der dunkle Perpendikel oben am Rand. Als solchen und zugleich ein memento mori hat der Künstler

selbst diesen Kreisfleck bezeichnet. Trug er die Ahnung frühen Todes in sich? Das letzte größere Werk, das „Bildnis einer Großmutter“, zeigt keine Resignation. Es ist nicht mehr, wie die Bildnisse von 1912 und 1913, allein auf den geistigen Zustand aus. Vielmehr scheinen neue Anregungen (van Gogh, Matisse?) auf neue Wege gelockt zu haben. Sie wurden jäh versperrt. Und wir Gebliebenen müssen gestehen: Auch dieser Frühvollendete ließ uns unerfüllte und darum schmerzliche Hoffnungen auf Großes. Erich Wiese

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Ankurbelung wie noch nie?

Zwischen zwei Höhepunkten politischen Machtkampfes und parteilicher Auseinandersetzung wird die öffentliche Aufmerksamkeit von Staats wegen ebenso wie durch ein aus politischem Taumel zwischendurch auftauchendes privates Interesse auf wirtschaftliche Vorgänge und Zielsetzungen von vielleicht ausschlaggebender Bedeutung für die nächsten Jahre gelenkt. Auf den Rohstoffmärkten der Welt hat sich — in Deutschland zuerst gerade knapp von denen registriert, die es unmittelbar anging — im letzten Quartal eine zum Teil stürmische Aufwärtsbewegung der Preise vollzogen. Ihr Nachlassen um die September-Mitte bewies, daß es sich dabei allerdings zum Teil um ausgesprochen spekulative Tendenzen handelte, die mit der von Amerika ausgehenden Effektenhausse zusammenfielen. Trotzdem sind unstreitig auf längere Sicht Preisbesserungen für wichtige Rohstoffe der Industrie und Landwirtschaft erzielt worden, die auf den innerdeutschen Markt nicht ohne Einfluß bleiben dürften. Ob diese Preissteigerungen allerdings bereits jetzt das Ende der großen Deflationskrise ankündigen, steht immerhin noch nicht so fest, wie es von mancher Seite in offensichtlicher Ermunterungsabsicht behauptet wird. Auch Vorratsvernichtung und Produktionsabbau sind heute gewiß nicht außer Rechnung zu stellende Momente.

Es ist klar, daß bei manchen industriellen Rohstoffen, wie z. B. Baumwolle und Kupfer, sich eine Stabilisierung der Preise auf höherem Niveau in sehr kurzer Zeit durch die gesamte Verarbeitungsindustrie hindurch bis zum Handel und Konsum auswirken muß. Allzu dürrtig war in den letzten Jahren infolge der Kreditschwierigkeiten, der stetig sinkenden Absatzmöglichkeiten und der allgemeinen Unternehmungsunlust die Lagerhaltung beim Fabrikanten wie beim Händler. Aber vorläufig kann man trotz der Preistendenzen nach oben von einer Absatzbelebung nichts spüren. Besonders in Deutschland ist eben die Kaufkraft der Konsumenten bis zu einem solchen Grade gesunken, daß augenblicklich jedenfalls noch die Mehrheit der Verbraucher einfach nicht an den Ladentisch kommen kann, mag ihr auch die Chance letztmaligen Einkaufs zu niedrigen Preisen noch so nahegelegt werden.

Diese aus allen Branchen bestätigte Tatsache muß vorerst einige Zweifel darüber aufkommen lassen, ob das von der Reichsregierung jetzt in Angriff genommene Wirtschaftsprogramm tatsächlich zu einer schnellen Produktionssteigerung wird führen können. Die Neuregelung des deutschen Lohnsystems mit ihrer Privilegierung der Kurzarbeit

dürfte — soweit man das vorläufig ohne praktische Erfahrungen rein rechnerisch beurteilen kann — eine Erhöhung der Gesamtlohnsommen kaum bringen, sondern vorläufig nur eine noch nicht abzuschätzende Verbreiterung der sie empfangenden Arbeitnehmerschicht. Das bedeutet zum Teil beträchtliche Reduktionen der einzelnen Arbeiterlöhne zugunsten einer noch nicht voraussehbaren Zahl von Erwerbslosen. Das kann aber gleichzeitig eine große Schwierigkeit bedeuten, die unter dem Anreiz künstlicher Produktionsverbilligung (durch Lohn- und Steuersenkungen) zusätzlich erzeugten Waren auf dem inneren Markt abzusetzen. Zumindeten in der Übergangszeit, bis einem erweiterten Kreis von Produzenten eine kaufkräftigere und vermehrte Zahl von Konsumenten gegenübersteht, müßte also eine stärkere Ausfuhr ein Ventil darstellen, um neue Stockungen zu vermeiden. Die Exportchancen aber werden gleichzeitig durch die angekündigte grundlegende Neuorientierung der Handelspolitik verringert. Um die Landwirtschaft vor der gerade nach der Rekordernte in den größten Konkurrenzländern über See wieder recht bedrohlichen Beeinträchtigung durch starke Importe zu bewahren, soll ein System der Kontingentierung durchgeführt werden, das nicht wie in den letzten Jahren nur Einfuhr zu ermäßigten Zollsätzen beschränken soll, sondern absolute Einfuhrverbote mit quantitativ begrenzten Ausnahmen vorsieht. Wenn man diesen Plan gerade jetzt durchführt (und gerade jetzt ist die Bedrohung durch die zum Teil auf weit über das Doppelte gestiegenen Ernteerträge Kanadas sehr stark), dann muß man sich auf neue Abwehrmaßnahmen des Auslands gegen deutsche Einfuhr gefaßt machen.

Diese Überlegungen sprechen leider dafür, daß eine Wirtschaftsankurbelung „wie noch nie“ noch etwas wird auf sich warten lassen oder zumindest die Übergangsschwierigkeiten nicht unerheblich sein werden. Es ist notwendig, diese Gesichtspunkte gerade auch hier im Osten nüchtern herauszustellen. Denn hier wohnen ja gerade die gegensätzlichen Interessen zwischen einer nach Rohstoffhausse dürstenden Schwerindustrie, einer mit Händlersorgen kalkulierenden Verarbeitungsindustrie, die gleichzeitig nach Marktausweitung über die Grenzen hinaus streben muß, und einer um Schutz der heimischen Produktion besorgten Landwirtschaft dicht nebeneinander. Noch ein zweites Moment ist in der neuen Wirtschaftspolitik des Reiches gerade für Schlesien von grundsätzlicher Bedeutung. In dem Wunsch, von der Methode der Einzeleingriffe und der Kollektiv- oder Gruppensubventionierung der

Wirtschaft abzukommen oder — um das Schlagwort zu gebrauchen — den Automatismus der kapitalistischen Wirtschaft wiederherzustellen, scheint man jetzt weniger, denn je geneigt, sich mit einzelnen Wirtschaftsräumen des Reiches fürsorgerisch mehr oder weniger merkantilistisch oder sozialpolitisch zu befassen. Zwar gibt es auch heute noch ein Ostprogramm und einen Ostkommissar, aber es widerspricht im Prinzip der Richtung der neuen Wirtschaftsgesetzgebung, nun durch besondere Eingriffe die natürlichen Wettbewerbsverhältnisse, auf deren Wiederherstellung man gerade Wert legt, zu beeinflussen. Das, was man bei uns Wirtschaftsferne des Ostens zu nennen gewohnt ist, also die ungünstige Verkehrslage und andere die Rentabilität immer wieder bedrohende schlechte Standortfaktoren, die Übermacht ferner der von Westdeutschland her regierten Produktionskartelle und Preissyndikate — das alles wird weiterhin ausgiebig zur Debatte stehen müssen.

Auf eine schnelle Erhöhung der Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung als Ausgleich dieser

Schwächen können wir leider gerade im Osten nicht rechnen. Mag man auch hoffen, daß die Weizenpreise trotz der ausgesprochenen Baisse-Erscheinungen in der zweiten Septemberhälfte sich einigermaßen durch Absperrung von Importen werden halten können, so ist doch die Lage auf dem für den Osten noch wichtigeren Roggenmarkt wieder sehr bedrohlich. Nach den zurzeit vorliegenden Vorrats- und Ernteschätzungen werden hier die Stützungsgesellschaften mit noch viel stärkeren Interventionen vorgehen müssen, und es ist eine offene Frage, wann ihre Mittel erschöpft sind. Wenn man die außerordentlich großen überschüssigen Roggenmengen dem Futtertrog zwangsweise zuführt, wird beim Hafer die neue Krise ausbrechen. Man muß also auch hier zu allergrößter Vorsicht mahnen und, wie im ganzen, davor warnen, lediglich zugunsten politischer oder konjunktureller Stimmungsmomente gar zu gewiß die Hoffnung zu betonen, daß der Automatismus nun funktionieren müsse und man aus aller Problematik schon jetzt befreit sei.

Darge

Sport

Ein schwacher Sportsommer in Breslau

Vergeblich suchen wir in diesem Sommer nach großen Ereignissen im Breslauer Sport, nach Tagen, an denen die deutsche Sportpresse des Reichs ihre Vertreter nach Breslau sandte und das Stadion sich mit Zehntausenden füllte. Das einzige Ereignis von Bedeutung, das nach Breslau kommen sollte, die Schwimmmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft, wurde aus Sparsamkeitsgründen nach Erfurt verlegt. Die Reise nach Breslau ist heute zu teuer geworden, damit beginnt unsere sportliche Isolierung.

Der Rückgang drückt sich auch in den Besucherzahlen der örtlichen Sportveranstaltungen aus. Die Fußballvereine klagen über leere Kassen. Bei dem Handballpokalspiel Südostdeutschland gegen Mitteldeutschland waren knapp tausend Zuschauer erschienen. Die Herbsttruderregatta war so schwach besetzt, daß nur sieben Rennen mit zwei Booten ausgefahren werden konnten. Die Radrennen in Breslau-Grüneiche brachten nach kurzem Aufschwung wieder rückläufige Zuschauerzahlen. An den Aufbau der Winterbahn in der Jahrhunderthalle wagt vorläufig niemand zu denken. Die Not der Zeit liegt drückend über dem Breslauer Sport und stört die Unternehmungslust, hemmt die Vereine in ihrer Aufbauarbeit, hält die Auswärtigen fern.

Und doch haben andere Sportereignisse den Beweis erbracht, daß auch unter den heutigen Bedingungen Großveranstaltungen ein Massenpublikum anziehen. Ein wenig liegt es also auch an den Breslauer Veranstaltungen, wenn wir in diesem Sommer so wenig zu sehen bekamen. Ein Gegenbeispiel: das Riesengebirgsrennen des A. D. A. C., das die Kurverwaltung Schreiberhau trotz der großen Unkosten mit anerkannter Unternehmungslust veranstaltete, zog eine phantastische Zuschauermenge zu der Rennstrecke oberhalb Josephinenhütte. Man schätzte sie auf über vierzigtausend, jedenfalls wurde der vorjährige Besucherrekord überboten. Hier war ein Ereignis, das die Menge elektrisierte, die dann jedes Opfer zu bringen bereit ist und unbedingt

dabei sein muß. Ähnlich war es beim Dreiecksrennen in Groß Wartenberg, das ebenfalls eine große Zuschauermenge in den verlassenen Grenzkreis zog. Die Schreiberhauer sind drauf und dran, eine in Deutschland einzigartige Sportanlage zu schaffen. In neunhundert Meter Höhe, an der Zollstraße von Josephinenhütte nach Jakobstal, liegt einmal die ausgezeichnete neue Sprungschanze, die Himmelsgrundschanze, die im letzten Winter mit den Deutschen Skimeisterschaften verheißungsvoll eingeweiht wurde. Die Zollstraße ist an dieser Stelle zur Bergrennstrecke ausgebaut worden. Weitere Verbesserungen werden noch nötig sein, und dann wird Südostdeutschland hier seine klassische Autorennstrecke haben. Zwischen der Rennstrecke und der Sprungschanze ist der Wald abgeschlagen, Erwerbslose dürfen sich die Baumwurzeln ausgraben. Hier soll das Schreiberhauer Eisstadion erstehen. Und oberhalb liegt die Schreiberhauer Bobbahn, die für die Austragung der Bobweltmeisterschaften ausersehen ist. Zwischen Riesengebirge und Isergebirge, am Fuße des Reifträgers und des Hohen Rades, entsteht hier eine wirklich großartige Anlage, geschaffen mit zähem Fleiß und einem Optimismus, der den endlichen Erfolg sicherstellt. Das große Ziel, das den Schreiberhauern immer noch vorschwebt, ist die Winterolympiade 1936!

Noch eines Erfolges sei nach diesem so dürftigen Sportsommer gedacht. Der Breslauer Radrennfahrer Frach wurde Dritter in der Weltmeisterschaft in Rom. Frach schien schon einmal erledigt, als er nach kurzer Tätigkeit als Berufsfahrer wieder Amateur wurde und sich in kleinen Rennen in Lillenthal herumschlug. Als er damals erklärte, er sei wieder Amateur geworden, um die deutsche Meisterschaft und die Weltmeisterschaft zu gewinnen, haben wohl viele gelächelt und es als Großsprecherei angesehen. Aber mit unbeirrbarer Zähigkeit ging Frach trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten seinen Weg, und das erste Ergebnis liegt nun vor: Zweiter in der Deutschen Meisterschaft, Dritter in der Weltmeisterschaft.

F. Wenzel

Bücher

BRIEFWECHSEL DES KARDINALS VON DIEPENBROCK

Der Fürstbischof Melchior von Diepenbrock war einer der hervorragendsten Breslauer Kirchenfürsten (1845—53), der von den Katholiken Schlesiens mit Recht aufs höchste verehrt und geschätzt wurde, der auch bei den Protestanten und der preußischen Regierung wie bei König Friedrich Wilhelm III. selbst sich größter Achtung erfreute. Über das Wesen dieses bedeutenden Mannes gibt sein ausgedehnter Briefwechsel reichen Aufschluß, von dem soeben neue große Teile in drei Veröffentlichungen erschienen sind.*) Die wichtigste ist die unten zuerst genannte von Nowack; sie ist nicht nur die umfangreichste mit 96 Briefen von ihm und an ihn, sondern sie zeichnet auch sein Bild am genauesten als Mensch, Priester, Oberhirt seiner riesigen Diözese, als Politiker. Das Menschliche tritt mit am stärksten hervor in seinen zahlreichen Schreiben an den ihm freundschaftlich verbundenen Domherrn Heinrich Förster, der sein Nachfolger wurde. Wundervolle Zeugnisse für Mannesmut und Pflichttreue sind die drei Briefe an König Ludwig I. von Bayern, in denen er den Fürsten ermahnt, sein Verhältnis zu der Tänzerin Lola Montez zu lösen; sie sind um so wertvoller, besonders Brief 17 vom 29. Januar 1847, als sie bisher als verloren galten. Wie tief ihn 1848 das traurige Schicksal der armen Bevölkerung Oberschlesiens bewegte, zeigt der Briefwechsel mit dem Pfarrer Heide in Ratibor, der sich hohe Verdienste durch die Fürsorge für die Typhuskranken und Hungernden erwarb. Diepenbrock nahm auch als Abgeordneter am Frankfurter Parlament teil, und wir finden manches lehrreiche Stimmungsbild aus dieser aufgeregten Zeit in seinen Briefen an den Breslauer Weihbischof Latussek, wie auch in Försters Berichten an ihn. In den schlesischen Revolutionswirren hat Diepenbrock treuer zur Regierung gehalten als der Oberpräsident und der Oberbürgermeister von Breslau. Rührend ist seine Fürsorge für den Domglöckner Scharte, der wegen Ermordung seiner Schwägerin zum Tode verurteilt war; er erbittet beim König seine Begnadigung und richtet an den Sünder einen warmherzigen Mahnbrief. Diese wenigen Proben müssen genügen, um den vielseitigen und wertvollen Inhalt dieses Briefwechsels anzudeuten.

Die beiden anderen Ausgaben sind stofflich und persönlich auf einen ganz engen Kreis beschränkt, aber um so reicher und tiefer ist der psychologische Gehalt, der in dem Briefwechsel mit den beiden bedeutenden Frauen steckt. Die Herzogin Dorothea von Sagan ist die vornehmste Katholikin des ganzen Breslauer Bistums. Eine Einladung von ihr war der erste freundliche Gruß aus Schlesien, den

*) Ungedruckte Briefe von und an Kardinal v. D. Herausgegeben von A. Nowack. Breslau, Aderholz, 1931, 234 S., Gebd. 8 RM. — Kardinal M. v. D. und Herzogin Dorothea von Sagan. Ein Briefwechsel. Von Hermann Hoffmann, Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt, 1931. 85 S., 2,85 RM. — Briefwechsel des Kardinals D. mit Gräfin Ida Hahn-Hahn vor und nach ihrer Konversion. Herausgegeben von A. Nowack, München, Kösel u. Pustet, 1931. 78 S. 2 RM.

der Fürstbischof beim Antritt seines Amtes schon unterwegs erhielt, und die Beziehungen beider haben sich sehr eng und vertrauensvoll gestaltet. Nicht selten werden sehr wichtige Fragen, auch politische, in diesen Briefen erörtert, eine nicht unerhebliche Rolle spielt darin auch die seinerzeit viel Aufsehen erregende Ehegeschichte des Fürsten Hermann von Hatzfeld, der nach der Scheidung von seiner ersten Gattin die Witwe des preußischen Gesandten, Frau von Buch, heiratete und sich evangelisch mit ihr trauen ließ. Leider stört in diesem Bande eine merkwürdig große Zahl von Druckfehlern.

Ganz ungewöhnlich fesselnd ist der Briefwechsel des Kardinals mit der Gräfin Ida Hahn-Hahn, die sich bei ihrem beabsichtigten und später auch vollzogenen Übertritt zur katholischen Kirche schriftlich an ihn gewandt hatte. Sowohl seine wie ihre Briefe sind von höchster psychologischer Feinheit, und es ist ebenso reizvoll, die offenen Bekenntnisse dieser innerlich ernst ringenden Frau zu lesen, die einst als die berühmteste Schriftstellerin Deutschlands galt, wie die Briefe ihres geistlichen Beraters, der mit vollständigem Verständnis und tiefgründiger Seelenkenntnis sie ermahnt, prüft, berät, tröstet und fördert. Literaturgeschichtlich sind diese Briefe eine sehr wesentliche Ergänzung zu dem Buche „Von Babylon nach Jerusalem“, in dem die Gräfin die Geschichte ihres Übertritts darstellte (1851).

Auch nichtkatholische Kreise werden diese Briefbücher mit reger Anteilnahme lesen; denn sie sind allgemein menschlich von hohem Werte und sind zugleich sehr beachtenswerte Urkunden zur Zeitgeschichte.

H. Jantzen

ARBEITSDIENST IN BULGARIEN. Ergebnisse einer Studienreise der Schlesischen Jungmannschaft. Von Dr. Hans Raupach. Mit 8 Abbildungen auf 2 Tafeln und 1 Karte von Bulgarien im Text. Großoktav. X, 100 Seiten. 1932 3 RM. Schriftenreihe des „Studentenwerk“ Nr. 5. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 33 schlesische Studenten und Referendare arbeiteten einen vollen Monat in Gruppen aufgeteilt unter der Disziplin des bulgarischen Pflicht-Arbeitsdienstes mit und erbrachten das Material für den vorliegenden Bericht. Nach zehnjährigem Bestehen der Arbeitsdienstpflicht der erste Bericht, der in eingehender Weise den Einbau dieser auf der Welt einzigdastehenden bulgarischen Institution in Wirtschaft, Erziehung und Gesellschaft darstellt und die speziellen Bedingungen ihrer Erfolge auf Grund guter Vertrautheit mit der Gesamtlage des Landes analysiert und aufzeigt. Die für ähnliche gruppenmäßige Erforschung gesellschaftlicher Wirklichkeiten vorbildliche Methode der Untersuchung, die die Studiengruppe der „Schlesischen Jungmannschaft“ wählte, nämlich sich der Realität der Arbeitsdienstpflicht in vollem Umfang selbst zu unterziehen, macht den Bericht in einer besonders hervorzuhebenden Weise anschaulich und zuverlässig. Damit gebührt ihm ein wichtiger Platz innerhalb der aktuellen deutschen Arbeitsdienstpflichtdebatte.

B. Lindenau.

JÄUER, EIN WEGWEISER DURCH DIE HEIMAT UND IHRE GESCHICHTE.

Unter diesem Titel ist im Verlage der Buchhandlung Otto Scholtz in Jauer das Heimatbüchlein von Otto Koischwitz in dritter umgearbeiteter und erweiterter Auflage erschienen, nachdem von der Literatur über Jauer seit zwanzig Jahren im Handel nichts mehr zu haben war. Das Buch bringt zunächst Allgemeines, Vorgeschichtliches und die Geschichte des Kreises Jauer. Bei einem Rundgang durch die Stadt wird der Leser bei den Bauten aus alter und neuer Zeit und sonstigen bemerkenswerten Punkten in deren Bestimmung oder Bedeutung für Kunst und Geschichte eingeführt. Die Geschichte der Stadt Jauer schließt sich an, bei der der Stand der neuesten Forschungen berücksichtigt ist. Es folgt eine Wanderung durch die Dörfer des Kreises, bei der Aufschluß über deren Geschichte und die Naturschönheiten der Umgebung gegeben wird. Die beigegebenen Fußnoten und ein Literaturverzeichnis wollen dem Forscher heimatlicher Geschichte ebenso Führerdienst leisten wie die Dialektproben dem Freunde des Volkstums. Das beigelegte Sachregister erhöht den Wert des Buches. Eine Anzahl Bilder von bemerkenswerten Stätten und ein Trachtenbild aus dem Kreise Jauer schmücken es. Der Wegweiser, mit großem Fleiß und großer Liebe zur Heimat, anregend für den Forscher, dabei volkstümlich für den Leser geschrieben, fällt aus dem Rahmen sonst üblicher Heimatschriften und wird auch außerhalb des Kreises Jauer den Freunden der Heimat willkommen sein.

DANIEL VON CZEPKO: WELTLICHE DICHTUNGEN. Herausgegeben von Werner Milch. (Achter Band der Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien.) Priebatschs Buchhandlung, Breslau.

Dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Band seiner wissenschaftlich wertvollen Czepko-Ausgabe, der die geistlichen Schriften und Gedichte des schlesisch-mystischen Barockdichters enthielt, läßt Werner Milch nun diesen zweiten Band folgen, der uns mit den bedeutendsten Stücken der weltlichen Dichtung Czepkos bekannt macht. Und wir können ermaßen, welchen Wert die Wiederentdeckung dieses fast schon vergessenen schlesischen Dichters aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges für die Literaturgeschichte haben muß: wir sehen Czepko, der in seinen religiösen Schriften ein Nachfolger des großen Jakob Böhme und ein Anreger des unvergänglichen Angelus Silesius war, in seinem Schäfer-Epos „Coridon und Phyllis“, in seinen Satiren und Epigrammen als Schüler der „Deutschen Poeterey“ und der „Hercynia“ des Martin Opitz und als literarischen Zeit- und Stilgenossen seiner berühmten Landsleute Hoffmannswaldau und Gryphius. In seinem Werke, dessen Deutung und eingehende Darstellung sich der Herausgeber für den kommenden dritten Band vorbehalten hat, spiegeln sich also die bestimmenden geistigen und formalen Strömungen jener Zeit in ihrem ganzen Reichtum wider. Und was auch den Leser fesseln wird, der die weltlichen Schriften Czepkos ohne gelehrte Absichten zur Hand nimmt: es spiegelt sich in ihnen das ganze Elend jener furchtbaren Zeit,

die an Not, Grausamkeit und Unverstand noch reicher war als unsere Gegenwart. Aus diesen dreihundert Jahre alten kunstvollen und oft gekünstelten Reimen klingen Klagen, die unseren heutigen verwandt sind. Und zwischen diesen Klagen Worte der Hoffnung. Der Schlesier Czepko schrieb: „Deutschland wird oft umgekehrt, durchgeplündert, ausgeheert, aber niemals überwunden.“ Gerhart Gleißberg

STATISTISCHES JAHRBUCH DER STADT BRESLAU 1931. Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Breslau, zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 3 RM.

Der neue Band des Statistischen Jahrbuches hat sich in seinem äußeren Gewande gegenüber seinen Vorgängern insofern verändert, als eine Neuordnung des Stoffes und ferner eine Neugestaltung der Zahlentafeln mit neuzeitlichen Drucktypen vorgenommen worden sind. Damit dürften die Übersichtlichkeit und die Lesbarkeit des Buches wesentlich gewonnen haben.

Durch die tiefeinschneidenden Sparmaßnahmen waren eine größere Zusammenfassung und Beschränkung des Stoffes veranlaßt worden. Dadurch wurde die Möglichkeit zur schnellen Orientierung über die wichtigsten Fragen der Bevölkerung, der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Vorgänge in Breslau noch gefördert.

Das durch die Zeitverhältnisse bedingte Wachstum der Bedeutung der sozialen Einrichtungen brachte es mit sich, daß der Abschnitt, der die Wohlfahrtspflege behandelt, gegenüber dem Vorjahre bedeutend erweitert wurde, um auf diesem Gebiet alle wichtigen Einzelheiten der Verwaltung und der Öffentlichkeit bekanntzugeben.

Um das Auffinden der gewünschten Angaben noch mehr zu erleichtern, hat das beigelegte ausführliche Schlagwortverzeichnis eine weitere Ausdehnung gegenüber dem 5. Bande erfahren. So ist der vorliegende neue Jahrgang geeignet, seine Aufgabe als statistischer Berater für Verwaltung und Wirtschaft, schließlich für alle kommunalpolitisch interessierten Bürger unserer Stadt in zweckmäßiger und vollständiger Weise zu erfüllen.

Bücher-Eingang

In den AMERICAN NEWS, der einzigen in Zentral-Europa gedruckten amerikanischen Zeitung, ist eine Sondernummer über Schlesien erschienen. Die reich illustrierte, mit orientierenden Aufsätzen prominenter Schlesier versehene Zeitung soll die Amerikaner für Schlesien interessieren und seine schwere Lage erkennen lassen.

HUGO PETERSEN: WECKRUF. Verlag Dombaugemeinschaft, Berlin-Steglitz.

GEORG SCHREIBER: DAS DEUTSCHE VOLKSTUM UND DIE KIRCHE. Ein Beitrag zum Ethos der Minderheiten. Gilde-Verlag G. m. b. H. Köln 1932.

DIE HAUSCHRONIK DES BAUERNHOFBESITZERS GOTTFRIED MÄRCKEL AUS LANGNEUNDORF. Herausgegeben von Dr. Kurt Günther. Selbstverlag des Herausgebers, Löwenberg i. Schlesien, Druck von Paul Müllers Buchdruckerei.

Schlesisches Süssland

Hauptmann und Liebermann

Nach der Berliner Premiere von „Rose Bernd“ erzählte Max Liebermann:

„Also treff' ich neulich Hauptmann im Tiergarten. Ick sahre zu ihm: ‚Herr Hauptmann, Sie sind een jlicklicher Mann.‘

‚Wieso denn?‘ fraacht er.

Und nu denkt er, ich wer sahren: ‚Weil Sie so'n großen Erfolg jehabt ham' — oder: ‚Weil Sie so viel Talent ham'. — Aber ick sahre: ‚Weil Sie so scheen sind.‘“

Hauptmann und die Ärzte

Ein Arzt klärte Gerhart Hauptmann darüber auf, daß das Krankheitsbild des „Armen Heinrich“ total verfehlt sei. — „Der Mann ist zu ruhig, der jammert zu wenig, viel zu wenig“, meinte der Arzt. — „Damals gab's halt noch keine solchen Ärzte-rechnungen wie heute“, entgegnete Hauptmann. (Aus dem Hauptmannheft der „Jugend“, 1904)

Rascher Entschluß

Bruno Wille erzählt aus dem Jahre 1891:

„Mit Vater Hauptmann hatten Gerhart und Carl von Warmbrunn herauf eine Wagenfahrt ins Gebirge gemacht. In Mittel Schreiberhau, am Gasthof zur Sonne, ließ man haltmachen. In der Aussicht schwelgend, meinte Gerhart: ‚Hier ist gut sein' — und Carl spann das Zitat weiter: ‚Hier laßt uns Hütten bauen!' — ‚Nun ja, warum nicht?‘ fuhr Vater Hauptmann fort: ‚Eine Hütte wäre wohl zu haben. Seht, gerade hier, wo sich der großartige Blick aufs Gebirge bietet, steht ja ein recht gediegenes Landhaus mit herrlichem Wiesen- und Waldgelände... Darf ich fragen', wandte er sich an eine Frau, deren Blick interessiert auf den Insassen des Wagens ruhte, ‚ist das Ihr Haus? Und wär's vielleicht zu verkaufen?‘ Überrascht erröte die Frau und meinte unschlüssig: ‚Nu, ju, ju' und ‚nee, nee!‘ Dann rief sie ihren Mann herbei; der nannte den Preis, und so wurde in temperamentvoller Entschlossenheit jenes gemütliche Haus erstanden, wo so viel Bedeutsames erlebt und eronnen wurde.“

Aus Hans Hülsen: Gerhart Hauptmann, Siebzig Jahre seines Lebens.

Die gesündeste Stadt

Zwei Berliner unterhalten sich über Breslau: „Dieses Breslau muß doch die gesündeste Stadt in ganz Deutschland sein.“

„Wieso?“

„Wenn man einen Breslauer fragt: ‚Wie geht es Ihnen?‘ sagt er stets: ‚Danke sehr, gesundheitlich gut.‘“

Aus dem Bunzlauer Heimatkalender für 1933 geben wir hier zwei Proben köstlichen Volkshumors wieder:

Inse Traumbuch

Von Ernst Thiemann, Bunzlau

Mir honn a Traumbuch. Nämlich Meine und ich. Mir wissa immer olles schunt lange vurneweg, wie's kimmt und woas de kimmt. — Ins kimmt nischt plutze über a Hols. Ebent weil mir a Traumbuch honn. Durte stieht olles drinne. — Gestern bien ich de ganze Nacht gerieta. Kalupp. — Ebent o eim Traume. — Früh soag ich glei nooch! Do stond: Reiten, selbst: du wirst sehr arm werden. Do bien ich ju nu neugierig; denn Meine hot vurige Nacht anne Kuh gemulken. Nu wird se anne Erbschoft machen, stieht eim Traumbuche. — Do is's ock gutt, doß ich ihr Moan bien. — Vurige Wuche hoa ich eim Traume an Korpen gegassen; desderwegen sull ich ei Geldverlegenheet kummen. Dar Traum hot wahrscheinlich rückwirkende Kroft. — Letzt treemt ich, do woar ich bei am Kindteefen. Doas bedeut't: vornehmer Besuch ist zu erwarten — und richtig, früh im achte woar derr Gerichtsvullzieher do. — A soag aus wie a Graf — und pfändte mir a Schreibtisch. — Om vergangna Verznta hott ich an feinen Onzug oa eim Traume. Dodrüber stieht eim Buche: man bringt dir Wohlwollen entgegen. — Om Fuffznta früh kündigte mer derr Hauswertr de Bude. — A meente, es wär besser, wenn ich de Miete ferr an billigere Wohnung schuldig blieb. — Vur a poar Nächten kricht ich eim Traume vo Menner anne Uhrfeige. Doas bedeut't: glücklicher Ehestand! — Die Seite hoa ich rausgerissen. — Ich trau nie, doß Meine nooch nie glücklich genung ies. — Gebodt hoa ich mich o letzt eim Traume; — do sull ich anne reiche Braut kriegen. — Nu möcht ich Meine gerne lus sein. — Se geht aber nie. — Ebensu hoa ich amull Traumpflaumen gegassen; demnoach müßt ich meine Jugendliebe heiroten. Schoade — die ies schunt lange verr mir gesturben. Heute nacht hoa ich mer feste vürgenummen, bis oa die Knie eim Drecke zu boaden; — do gewinn ich nämlich ei der Lutterie. — Und wenn doas nie hilft, tu ich de kummende Nacht Schnietlauch schneiden, do muuß ich wieder gewinn. Wenn ich bluß so viel gewinnte, doß ich mer könnte a Luus keefen.

Kindermund

Klein-Ursel geht mit Mutti am Boberufer spazieren. Viele Badende bevölkern den Fluß, und noch mehr Sonnenhungrige liegen am Ufer. Ursel wird belehrt, daß sich alle diese Menschen gern von der Sonne bräunen lassen wollen. Etwas weiter tummelt sich Vieh auf den Wiesen. Ein niedliches Fohlen wälzt sich behaglich im Grase. Das versteht Klein-Ursel nicht recht; denn staunend fragt das Kind: „Mutti, warum sonnt sich das kleine Pferdchen? Es ist doch schon so braun!“ A. G.

**Schauspiele
Opern
Filme**

**Vorträge
Bilder
Bücher
Konzerte
Reisen**

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 16—19 Uhr

Tatsache ist:
1. tens, daß Apotheker Kluges
Echt Warmbrunner Nerven-Balsam,
hergestellt aus Gewirgskräutern, das besterprobte Mittel ist bei:
Ischias, Gicht, Nerven-Herz- u. Rheumaliden

2. tens, daß
Warmbrunner Pillen (Abfühlpillen)
hergestellt aus Pflanzen-Extracten, sich äusserst
bewährt haben bei:
Hämorrhoiden, trägem Stuhl,
Gallenleiden, bei Blut-
reinigungskuren.

Apotheker **G. Kluge**, Schloss-Apothek. Bad Warmbrunn i. Riesengeb.
Bezug direkt u. durch andere Apotheken.

Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G. G. V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 60 Ortsgruppen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen mit zusammen 10 000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege, Aussichtstürme, die Wegebezeichnung und zwei Gebirgsbauten: die Hindenburgbaude in Grunwald bei Bad Reinerz sowie die Brandbaude bei Habelschwerdt.

Der G. G. V.

pfllegt die Heimattforschung und Volkskunde, er fördert die Glatzer Heimatbücherei, erschuf und unterhält das Glatzer Heimatmuseum und baut es durch Neuerwerbungen ständig aus. Die reich illustrierte Vereinszeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ erscheint jährlich in 6 Heften, die den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen. Mitgliedsbeitrag jährlich 3,50 RM. Meldungen sind zu richten an die Ortsgruppen oder an den Hauptvorstand in Glatz. Postscheck-Konto Breslau 14110.

Der Hauptvorstand des G. G. V.

Bürgermeister Goebel, Glatz, 1. Vorsitzender.
Tierarzt Roemer, Hauptgeschäftsführer,
Glatz, Neulandstr. 1, Fernruf Glatz 110

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemokratische Tageszeitung des Ostens

ist das Blatt der
**Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

Anzeigen
haben stets Erfolg

Kritik

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesiſchen Kunstlebens betrachtet die Schlesiſche Zeitung als eine beſonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesiſchen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Ignoranz

Kritiken in der Schlesiſchen Zeitung ſind von jeher als beſonders ſachkundig u. tieſſchürfend anerkannt

Die Kunſtſreunde Oſtdeuſchlands leſen daher in erſter Linie die



Verlag Wilh. Goffl. Korn

Breslau 1 — 191. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,50

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,—

einschließl. der Wochenbeilage Schlesiſche Illuſtrirte Zeitung



Dieser letzte Roman

des vor Jahresfrist gestorbenen bekannten Dichters zeigt ihn nicht nur auf der Höhe seiner mit psychologischen Tiefblick verbundenen Erzählkunst, sondern ist auch das letzte Ergebnis seiner Lebens- und Gemeinschaftserkenntnisse.

In diesem Schicksals- und Trennungsweg der Ehegatten Tim und Clara aus der Sinnlosigkeit eines letztlich beziehungslosen Großstadtdaseins zur Erfüllung des wesentlichen Lebens kämpft der Dichter mit dem Denken des ungläubigen Großstadtmenschen.

Während Clara, das Weib, im rasenden, schmerzlichen Erlebnis des Sinnlichen den Weg zum Empfinden des natürlichen, geheimnisumwobenen Lebens und seines Sinnes findet, geht Tim, der Mann, den langsamen, aber nicht minder intensiven Pfad der Erkenntnis durch das ungewollte, aber mächtige Erlebnis der Natur und ihrer zwingenden Gesetze, die denen der Großstadt zuwiderlaufen.

Waren Herwigs bisherige Großstadtromane mehr auf das Religiöse im Sinne einer festen confessio eingehend, so spielen in seinem letzten Roman „Tim und Clara“ Menschen der modernen Großstadt, Menschen ohne unmittelbare Rückverbindung zu Gott, aber im Kampf um das göttliche Leben stehend, die Hauptrolle, und nur aus dem Hintergrund leuchtet die Erkenntnis des Zusammenhanges, Gottes, der alle Beziehungen regelt und flücht und dem zu vertrauen unser Glaube sein muß.

340 Seiten, in Leinen gebunden RM. 5.00
brochiert RM. 3.80

Prospekt kostenlos vom

Bergstadtverlag in Breslau 1

Sogroß →

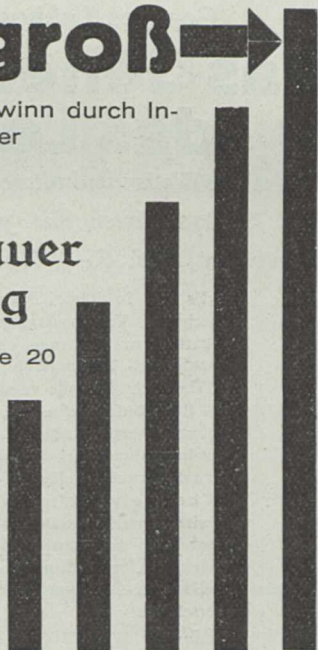
wird Ihr Gewinn durch Insertion in der

Neuen Breslauer Zeitung

Herrenstraße 20

Tel. 23 147/48

Probepublikation
jederzeit
gratis
erhältlich



Bedeutfame Bücher
für jede politische Bibliothek:

H. Mencken:

Demokratenpiegel

Übersetzung von D. S. Kellner

Mit Zeichnungen von A. Paul Weber

Preis: Gebunden RM. 4.50 / Broschiert RM. 3.40

Der berühmte amerikanische Kulturkritiker beleuchtet hier den Wesenskern der Demokratie

Giuseppe Prezzolini:

Das Leben Nicolo Machiavellis

Mit Holzschnitten von A. Paul Weber

Preis: Halbleinen RM. 5.85

Diese von Geist sprühende Biographie des großen Florentiners... man liest das Buch mit Vergnügen." (Frankfurter Zeitung.)

August Borms:

Zehn Jahre im belgischen Kerker

Übersetzung aus dem flämischen
von Herbert Martens

Mit Zeichnungen von A. Paul Weber

Preis: Halbleinen RM. 5.85 / Broschiert RM. 4.50

Der „Ring“ schreibt: „Dagegen meinen wir, daß dieses Buch eines jener seltenen ist, das die Jahrhunderte überdauert, schon aus dem Grunde, weil es von einem Märtyrer geschrieben ist.“

Wilhelm Solger:

Gott und Staat

Gedanken eines preußischen Offiziers

Preis: Halbleinen RM. 2.70 / Broschiert RM. 2.15

„Hier bricht der Genius wieder durch, der Genius Preußens, ... das viel mehr, als es zugab, eine religiöse Sendung unter den Völkern Europas hatte.“ (Der Tag.)

Helmuth von Moltke:

Die westliche Grenzfrage

Mit einer Einleitung von Ernst Niekisch

Preis: Halbleinen RM. 2.00 / Broschiert RM. 1.70

In jeder deutschen Familie, in der der Wunsch besteht, den Wehrwillen in dem heranwachsenden Geschlecht lebendig zu halten, muß dieses Büchlein Eingang finden.

(Nachrichtenblatt der Marineoffiziersvereinigung.)

„Räder dreh'n die ganze Welt,
Alle Welt „Die Räder“ hält.“

Die Räder

Illustrierte Zeitschrift für Volk, Arbeit und Aufbau.
Offizielles Organ der Technischen Nothilfe e. V.

30000 Bezieher

Inhalt: Aufsätze allgemeinbildenden Inhalts, Romane, ernste und heitere Erzählungen, Abenteuergeschichten
Rubriken: Wirtschaft und Arbeit, Aus dem Reiche der Technik, Motor und Radio, Frau und Heim, Gesundheit und Hygiene, Sport und Körperpflege, Kunst und Theater, Geschäft und Erfolg, Fragen und Antworten, Bücherschau, Das Wetter, Rätsel
Erscheint 2 mal monatl. 24 Hefte im Jahr

Bezugspreis: Jährl. RM 8.75, halbjährlich RM 4.50, vierteljährlich RM 2.50, im voraus zahlbar. Es werden nur Jahresbestellungen entgegengenommen

Probenummern und Werbeschriften kostenlos

Unsere Abteilung „Buch-Dienst“ bietet Ihnen an:

Das Riesen- u. Isergebirge

Ein schlesisch-böhmisches Heimatbuch von Wilhelm Müller-Rüdersdorf
Mit Zeichnungen v. Friedrich Iwan u. a. und 4 Kunstbeilagen nach Radierungen von E. Fuchs und Fr. Iwan.

166 S. in Leinen statt RM 4.50 nur RM 2.40

Räder-Verlag G.m.b.H., Bln.-Steglitz
Birkbuschstr. 18, Tel. G 9 Albrecht 1101, Postsch. Berlin 793 13

Georges Lakhovsky

**Das Geheimnis
des Lebens**

Kosmische Wellen und vitale Schwingungen

271 Seiten mit 30 Abbildungen

Kartonierte RM. 6.—, Leinen RM. 7.50

„Es gibt in diesem Buche eine Anzahl Tatsachen, Versuchsergebnisse, erstaunliche Statistiken, daß man unbewußt auch dort noch das Traumgefühl hat, ein „Sesam-öffne-dich“ für alle versiegelten Pforten des Weltgebäudes gefunden zu haben, wo der wache Verstand nörgelt und verneint. Unbedingt aber bietet diese revolutionäre, unwahrscheinliche und grandiose Theorie so zahlreiche bequeme Möglichkeiten experimenteller Nachprüfung, daß mir, bei allen betonten Vorbehalten, eine empirische Überprüfung von seiten der zünftigen Wissenschaft sowohl möglich wie lohnend erscheint.“

Arthur Koestler in der Vossischen Zeitung

Verlag C. H. Beck München

DER WEG ZUM BILLIGEN EIGENHEIM!

Soeben erschienen:

DAS KLEINHAUS

Seine Konstruktion und Einrichtung. Reine Baukosten etwa 4000—15000 RM. Bei Selbsthilfe und Tauscharbeit 2000—12000 RM.

Von **Guido Harbers**, Stadtbaurat in München. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage mit 256 Abbildungen, zahlreichen Berechnungen und Tabellen. Kartoniert RM. 5.50

Die gründliche methodische Behandlung des Kleinhausbaus nach sozialen, wirtschaftlichen und technischen Gesichtspunkten, die Berücksichtigung der Bedürfnisse des Arbeiters und Siedlers ebenso wie einer bürgerlichen Mittelschicht, die auf eine gewisse Höhe neuzeitlicher Wohnkultur nicht verzichten will, die gute technische Durcharbeitung der vorgeführten Beispiele bis in die wichtigsten konstruktiven Einzelheiten, vor allem aber die ausführlichen, auf den neuesten Stand gebrachten Kosten- und sonstigen Berechnungen sind die Vorzüge dieses Kleinhausbuches, das zum ersten Male das heute aktuellste Bau Thema auf ökonomischer Grundlage behandelt.

Jeder Baulustige, der sich ein bescheidenes, aber wohnliches Eigenheim errichten möchte, erfährt hier, wie er sein Ziel am vorteilhaftesten und zweckmäßigsten erreichen kann. Die grundsätzliche Stellungnahme des Buches zu den Grundfragen des Kleinhausbaus macht es aber auch dem Fachmann von Nutzen.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN

Neuerscheinung:

SCHLESISCHE MÄRCHEN

erste vollständige Sammlung von
DR. WILL-ERICH PEUCKERT
herausgegeben von der Schlesischen
Gesellschaft für Volkskunde
674 Seiten Leinenband RM. 14.—

OSTDEUTSCHE VERLAGSANSTALT Breslau

OSTDEUTSCHE MONATSHEFTE

Blätter des deutschen Heimatbundes Danzig

**Herausgeber: Carl Lange, Danzig-Oliva. Jährlich 12 reich
bebilderte Hefte, Preis des Einzelheftes RM. 1,25. Viertel-
jährh. Bezugspreis RM. 3,50. Jahresbezugspreis RM. 12.—**

Die Zeitschrift ist in 12 Jahrgängen über die Probleme des Ostens weit hinausgewachsen. Ihr literarischer, künstlerischer, kulturpolitischer Wert, ihr vielseitiger aktueller Inhalt, ihre gute Bebilderung haben den schwarz-weißen Heften in ganz Deutschland um so mehr Freunde gewonnen, je deutlicher sich zeigt, daß der Osten für des Reiches Schicksal entscheidend ist.

Aus Presseurteilen:

„... ein nicht mehr wegzudenkendes Band zwischen Ost und West...“

„... in Wort und Bild und technischer Herstellung Vollendetes...“

„... ein Leuchtturm, von dessen Zinnen das deutsche Feuer hinausleuchtet in verlorenes und bedrohtes Land...“

„... Sammlung der führenden geistigen Kräfte zur Rettung des sinkenden Bestandes an geistigen Werten und gründlichem Wiederaufbau...“

„... Novellen... von unerhörtem Reichtum...“

„... reizt einzukehren und Stunden der Stille, der Sammlung und der Selbstbesinnung zu verleben...“

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7